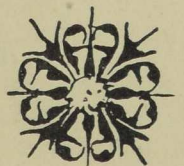


Schau-ins-Land!



Allelei vififizierung ü auch gefchrieb'ner d'ing
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Heiburg/B.
47.-50^{ter} Jahrslauf



Inhalts-Verzeichnis

zum 47.—50. Jahrlauf.



- Seite 1—16. **Lose Blätter aus dem lateinischen Tagebuche des Münsterpfarrherrn Bernhard Galura (1792—1805).** Zum ersten Male mitgeteilt von Dr. phil. Joseph Kiegel. Mit Titelvignette von *H. M.* und 6 Abbildungen.
- „ 17—42. **Die letzten Herren der Wilden Schneeburg und ihre Sippe.** Eine heimatgeschichtliche kritische Studie von Professor Dr. h. c. Fritz Geiges. Mit Titelvignette von demselben und 15 Abbildungen, zum Teil nach photographischen Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger und Zeichnungen des Verfassers.
- „ 43—51. **Das Portalrelief der Albanskapelle in Oberschaffhausen und seine ikonographische Bedeutung.** Ein Beitrag zur Ikonographie der Engel. Von Professor Dr. J. Sauer. Mit 9 Abbildungen.
- „ 51. **Grabplatte aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, errichtet für zwei Glieder der Familie Baldung.** Von Dr. F. Ziegler. Mit einer Zeichnung von *H. M.*
- „ 52—69. **Erhard Joseph Brenzinger.** Eine Künstlergeschichte in Familienbildern. Von Dr. Joseph August Beringer. Mit Titelvignette von C. A. Meckel und 28 Abbildungen nach Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger.
- „ 70—75. **Die Bibliotheksfiguren Christian Wenzingers im Kloster St. Peter.** Von Dr. Gustav Münzel. Mit 7 Abbildungen nach Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger.
- „ 76. **Nach 50 Jahren.** Gedicht von Ferdinand Lamey.
- „ 76—78. **34. Vereinsbericht.** Mit Schlußvignette von *H. M.*



Schriftleitung der Zeitschrift *Schauinsland*: Professor Dr. Julius Dieffenbacher,
Freiburg im Breisgau, Urachstraße 25.



Gedruckt in der Universitätsdruckerei von Poppen & Ortman, Freiburg im Breisgau.





Freiburgs

Lose Blätter aus dem lateinischen Tagebuche des Münsterpfarrherrn Bernhard zum ersten Male mitgeteilt

Schicksalstage

nischen Tagebuche des Münster-Galura (1792—1805). von Dr. phil. Joseph Kiegel.

... Das große Morden ist's, das Blut, ...
das euer Geschlecht mit solchem großen Fluch belud.
Dante, Hölle X, 85.

S war im Jahre 1792. Der große Umsturz drüben in Frankreich begann seine Wellen herüberzutragen über den Rhein. Wohl blieb das Volk hier ruhig, aber Scharen Heimatloser erzählten von dem grimmigen Wüten derer, die die Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auf ihre Fahnen geschrieben. Die Not im Innern Frankreichs, seine Eroberungsgelüste führten zum ersten sogenannten Koalitionskriege 1792—1795. Anfänglich blieben die verbündeten Österreicher und Preußen Herr. Bald aber wendet sich das Kriegsglück. Schon im Oktober 1792 bangte man im Breisgau vor einem französischen Einfall. Schon wurden die Akten und Kostbarkeiten nach Konstanz geschafft, Adlige und Beamten folgten dahin nach. Doch — es dauerte noch genau 11½ Monate, bis die Franzosen Alt-Breisach, „des Reiches Schlüssel“, nehmen konnten. Am 15. September 1793 wurde es ein Raub der Flammen. Hier in Freiburg konnte man die sprühenden Flammen sehen.



In den kommenden Tagen, Wochen und Monaten wurde ein freiwilliges Bürgerwehr- und Jägerkorps geschaffen. Die Wehrfähigen aus Stadt und Land im ganzen Breisgau übten sich in den Waffen. Als „Landsturm“ hielten sie treue Wacht am Rhein. Wieder verging ein Jahr, bis am 17. September 1794 österreichische Truppen die Franzosen bei Rheinweiler über den Rhein zurücktrieben. Indes die Lebensmittel waren knapp geworden. Der Handel stockte. Das Gewerbe lag brach. Die Armut und das Elend wuchs zusehends. Das nächste Jahr brachte eine Missernte. Anhaltende Regengüsse hatten die Frucht kurz vor dem Schnitt verdorben.

Aber das große Unglück für Freiburg und den Breisgau brach erst im Sommer 1796 mit seiner ganzen Schwere auf Volk und Land herein. Die Franzosenherrschaft kam: brutal. In ihrem Gefolge unsäglicher Jammer, gräßliches Elend. Mehrmals ward sie allerdings gestört; aber Brandschatzung, Plünderung, zumal bei ihrem letzten

Kommen, an der Tagesordnung. Auf dem Lande hausten sie noch schlimmer als in der Stadt. — Was der Münsterpfarrherr Bernhard Galura (wohl der bedeutendste aller Freiburger Münsterpfarrherren, der später als Fürstbischof von Brixen gestorben) erlebt hat, das schrieb er jeweils sofort nieder. Schreckliche Bilder sind's zum Teil, aber geboren aus der Not des Augenblicks, erschütternd und ergreifend in ihrer kahlen, kalten Nüchternheit. Unverbrämt sagt Galura die Wahrheit, nicht aus Haß, nur aus dem Gerechtigkeitsgefühl und tiefstem Gottvertrauen.

Nicht im gleichen Flusse bewegt sich seine Darstellung. Mit der Fülle der eigenen Erlebnisse nehmen seine Einträge in das Tagebuch an Umfang und Wichtigkeit zu. Für die eigentliche Franzosenzeit ist es zweifelsohne eine Quelle allerersten Ranges. Die eigenartige Bedeutung dieser Tagebuchnotizen fiel dem Herausgeber schon vor längerer Zeit auf; aber erst in den letzten Monaten erkannte er den Wert voll und ganz, haben wir doch bis jetzt weder eine zeitgenössische noch eine spätere Geschichte dieser Tage, die allen Ansprüchen genügen könnte. Der Weg dazu ist nunmehr einigermaßen gebahnt. Aber lassen wir jetzt Galura zu Worte kommen.

1789—1792.

Als im Jahre 1789 höchst gefährliche Unruhen im Elsaß sich erhoben und in ganz Frankreich die Sitze einer großen Anzahl adliger Herren verwüstet wurden, da mahnte am 24. August 1789 die Breisgauische Regierung die Einwohnerschaft zur Ruhe in einem allgemeinen Rundschreiben, das von den Pfarrherren bei der Predigt von der Kanzel sollte verlesen werden. Hierüber ärgerten sich nicht wenige Leute, denn man lebte ja höchst zurückgezogen und dachte auch nicht im entferntesten an einen Umsturz. . . .

1792, April 23. Die Kapelle im Heiliggeistspital wurde dem kirchlichen Gebrauche entzogen.

Mai 4. General Brentano kommt und wohnt bis zu seinem Weggang am 7. Mai im Pfarrhof.

Juli 6. Generalmajor Prinz Karl von Fürstenberg trifft aus Böhmen hier ein und wohnt bis 14. im Pfarrhofe. (Ein Nachtrag vermerkt: Dieser

Fürst fiel in der für die Franzosen unglücklichen Schlacht in Schwaben am 25. März 1799.)

Juli 14. Am Tage, an dem Prinz Karl von Fürstenberg nach Kiegel sich begab, zog General Herr von Lichtenberg in die Stadt ein und nahm bei mir im Pfarrhaus Wohnung.

August 12. Aus Anlaß der Wahl Franz I. zum deutschen Kaiser wurde im Münster ein feierliches Dankopfer abgehalten.

September 15. Im Gasthaus zum deutschen Kaiser starb Graf Mirabeau, der berühmte französische Führer der Gegenrevolution und Führer der nach ihm benannten Legion. . . . (Sein eigentlicher Name war: Bonifaz Ludwig Riquette, vicomte de Mirabeau. Sein Alter 38 Jahre.) Das Herz wurde von seinen Männern mitgenommen. Am 17., nachmittags 4 Uhr, wurde er mit einer ganz außergewöhnlichen Teilnahme der Bevölkerung und unter Begleitung vieler seiner Legionäre . . . auf dem Soldatenfriedhof zur rechten Seite des Eingangs in die Friedhofskapelle bestattet. . . . Der Prinz von Condé, Esterhazy, die gesamte Pfarrgeistlichkeit der Stadt, die Franziskaner und Kapuziner trugen brennende Kerzen.

Oktober 15. Die Regierung beruft eine außerordentliche Zusammenkunft der Beamten ein, um zu beraten, was bei dem beunruhigenden Gerücht, General de Custine wolle den Rhein überschreiten, zu tun sei. Man beschloß, die Akten nach Konstanz zu schicken. Das Gleiche tat die Stadt, die Universität und das Pfarramt.

Oktober 27. Viele Regierungsbeamte und eine Reihe von Adligen begaben sich nach Konstanz. Die Regierungskanzlei brach gleichfalls dahin auf.

Oktober 28. Auf dringende Bitten der Bürgerschaft wird das alltägliche abendliche Kriegsgebet eingeführt.

1793.

Januar 31. Seelenamt für den am 21. dieses Monats in Paris hingerichteten französischen König Ludwig XVI.

Februar 12. Die Münstergeistlichkeit zeichnet eine freiwillige Kriegsgabe von 3000 fl.

April 1. Dankopfer aus Anlaß der zahlreichen, glorreichen Siege des Fürsten von Sachsen-Ko-

burg. . . Die Menge der Teilnehmer hatte kaum im Münster Platz.

April 7. Heute begann man für die Zeit des Krieges täglich um 12 Uhr die große Glocke zu läuten, um die Gläubigen zu mahnen, drei Vater Unser und Ave Maria zur Abwendung der Kriegsgefahr zu beten. — Am gleichen Tage bat das zu Arlesheim residierende Basler Domkapitel, im Falle die Franzosen ihre Kirche schlossen, nach Freiburg übersiedeln und im Münster Gottesdienst abhalten zu dürfen.

Juni 1. In dieser Juninacht, morgens zwischen 2—3 Uhr, brach plötzlich eine ungeheure Kälte herein. Am Morgen waren die Berge in der Umgebung schneebedeckt. Die Reben, Bäume und Feldfrüchte litten entsetzlichen Schaden. Noch Ende des Monats mußte man allerorts die Stuben heizen. Dann aber kam eine ebenso fürchterliche Hitze ebenso plötzlich.

Juni 12. Ein bischöflicher und kaiserlicher Erlass bestimmte die Einschmelzung der nicht unbedingt zum Gebrauche notwendigen Kirchengeschäften aus Gold und Silber zum Besten der Kriegskasse gegen Ersatz des Wertes nach Friedensschluß und 4% Zins.

Juli 20. Auf Befehl des Generals Wurmser wurde ein Dankamt wegen der von den Unsrigen genommenen befestigten Stadt Condé gehalten.

Juli 27. Dankopfer aus Anlaß der Wiedereroberung der Festung Mainz.

August 5. Der Abt von St. Trudpert las im Münster die Dankmesse zum Gedenken an die Einnahme der starken Festung Valenciennes.

September 15. Um 7 Uhr abends hörte man den Donner der Geschütze, nur kurze Zeit später vernahm man gerüchtweise — und ein gewaltiges Feuer bestätigte es — daß Breisach von den Franzosen eingenommen und verwüstet werde. Am 17. machten sie Anstalten, den Rhein zu überschreiten. In der Nacht vom 16./17. hielten ein paar von unsern Leuten unter Sturm und Regen einer großen Übermacht Stand, erschlugen eine größere Anzahl Feinde. Manche wurden auch am folgenden Tage in Freiburg gefangen eingebracht.

September 29. Von der Kanzel wurde eine mehrsonntägliche Sammlung zu Gunsten der un-

glücklichen Breisacher Bürgerschaft verkündet und veranstaltet.

Oktober 20. Wir hielten ein Dankamt, weil General Wurmser die Franzosen aus ihren Festungen Lauterburg und Weissenburg geworfen hatte und der Rhein von unsern Truppen bei Pittersdorf und Steinmauern mit Erfolg überschritten worden.

Oktober 26. Die französischen Emigranten hielten heute im Münster zum Gedächtnis der unglücklichen, hingerichteten französischen Königin

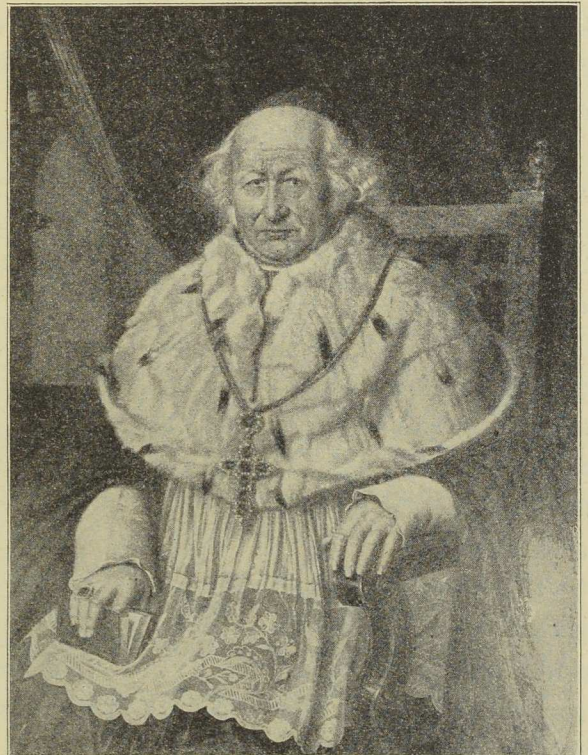


Abb. 1. Fürstbischof Bernhard Galura,
früher Münsterpfarrer in Freiburg im Breisgau.
Nach einem Gemälde in Brisen.

Marie Antoinette eine Seelenmesse ohne Gefang. — Die flüchtigen Breisacher Kloster-schwester-n nahmen heute Wohnung in dem Hause des Generals Ostein in der Pfaffengasse.

November 13. Als die schandbare französische Nation Breisach genommen hatte, erklärten sich die Einwohner des ganzen Breisgau bereit, Waffen zu tragen. General Wurmser hatte noch besonders um etliche tausend Mann gebeten, die im Falle der Not den Rhein schützen sollten. Am 13. sammelten sich 150 — die gesamten wehrfähigen Freiburger Männer; doch hätten noch viel, viel

mehr, wenn es hätte sein müssen, sich zum Dienste gemeldet.

November 15. Zum Feldwebel der Bürgerwehr wurde Kaufmann Wilhelm gewählt. Außer dem ernannte man 6 sogenannte Korporale. Vom Stadtrat beteiligten sich in den Reihen der Bürgerwehr: Caluri, Bob und Joseph Bannwart.

Dezember 30. Die am 13. November ins Leben getretene „Freiwillige Bürgerwehr“ zog an den Rhein. Ihr folgten die Villinginger Freiwilligen.

In diesem Jahre wurden die Wände im Innern des Münsters weiß angestrichen, außerdem wurden im Chor 4 Statuen aufgestellt und der Präsenzherrnchor verlängert.

1794.

Januar 14. Die am 30. Dezember an den Rhein gezogene Bürgerwehr kehrt heil und unverfehrt wieder.

3. März. Nachdem Breisach von dem schändlichen Franzosenpack ohne jede Ursache und mit unerhörter Grausamkeit in Brand gesteckt war, wurden die „Züchtlinge“ nach Freiburg in die Münze in der Pfaffengasse gebracht; am 4. starb der erste schon.

März 26. Die Predigt von heute wird gedruckt, in 1900 Exemplaren verbreitet und der Reinerlös am 18. April im Betrag von 100 fl. an die von den Franzosen vertriebenen Einwohner des Fleckens Falkenstein ausgehändigt.

April 30. Um 1 Uhr mittags ritt durch das Basler Tor in die Stadt ein: der Prinz von Sachsen, oberster Feldmarschall beim Heere gegen Frankreich; die 240 Mann Bürgerwehr holten ihn am Tore ab. Der Fürst nahm Quartier bei Graf Friedrich von Kageneck.

Mai 18. Dankgebete in beiden Pfarreien für die am 17.—20. April unter Führung Kaiser Franz II. gewonnene Schlacht, wobei 100 000 Franzosen in die Flucht geschlagen und die Stadt Landrey genommen wurde.

Mai 22. Ein Seelenamt für die am 10. Mai in Paris enthauptete Elisabeth Capet, die Schwester Louis XVII., ohne Gefang gehalten.

Juli. Die freiwillige Bürgerwacht eingeführt. Kein männlicher Erwachsener ausgenommen, auch

die Geistlichen nicht. Wer nicht selbst auf Wache ziehen will, muß 30 Kreuzer bezahlen.

August 17. Die Standarte des freiwilligen Jägerkorps wurde mit kaiserlicher Genehmigung geweiht. Um 8 Uhr zogen die Jäger durch das Hauptportal in das Münster unter Pauken- und Trompetenschall ein und begaben sich in den Chor, wo sie von Karolina von Sumerau, geb. Dumini-que, der Gemahlin des Regierungspräsidenten, und Anton von Baden als den Patronen empfangen wurden. Außerdem waren noch eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten anwesend: Fürst Karl von Fürstenberg, die Freiherren von Andlaw und Pfirdt, die Stadt- und Universitätsbehörden. Das Amt zelebrierte Vikar Öschger, die Predigt hielt ich (Galura) selbst. Hernach zogen die Jäger unter Vorantritt der Präsenzherrn durch das Hauptportal über den Münsterplatz vor das Kaufhaus, wo auf einem Tisch die neue Standarte bereitlag. Die kirchliche Weihe folgte unter ungeheurem Volkszulaufe. Der Münsterturm und die Seitenschiffgalerien waren gedrängt voll. Es war wirklich ja auch sehr sehenswert.

September 21. Am Feste des heiligen Lambertus startete man Gott dafür den Dank ab, daß unsere Truppen 4 Tage vorher den Feind hatten bei Rheinweiler wieder über den Rhein zurücktreiben können.

Oktober 14. Aus Unvorsichtigkeit erschoss sich heute der 25 Jahre alte Graf Ferdinand von Sickingen. Um 7 Uhr abends wurde er zu Ebnet bestattet in der Stille.

Oktober 28. Der Lebensmittelmangel wird bereits stark fühlbar: ein Sester Weizen 58 bis 59 groschen, ein Sester Roggen 2 fl. Vom 28. Oktober ab gibts keine Kreuzerbrote mehr zu kaufen; ebensowenig Butterwecke.

Zum Jahresschluß. Sekretär Joseph Klein wurde von seiten der Regierung beauftragt, die Güter der hiesigen Dominikaner zusammenzustellen, weil man das Kloster aufzuheben gedenkt, zumal der Konvent nur noch 4 Mitglieder zählt. Die badischen wie die österreichischen Güter erhielt die Universität. . . . —

1795.

Niemals war das Elend der Menschen schrecklicher als dormalen; nie war die christliche Religion

mehr in Gefahr; nie waren die Lebensmittel so hoch im Preise, nie ein Krieg vordem so blutig, nie die Gefahr, alles zu verlieren, so groß; nie die Armenspeisungen so begehrt — des öfters waren 500 und gar 600 Personen gekommen. — „Das ist das Weltgericht, aber die Menschen erfassen es nicht“ Luk. XVII, 26—29. Im Jahre 1793: 13 uneheliche Geburten, 1794: 20. Die Furcht Gottes, der einzige Rettungsanker, scheint von den Menschen gewichen.

März 27. Dieser Tag wurde auf kaiserlichen Befehl als Buß-, Trauer- und Betttag begangen.

April 1. Leutnant Gaes von der Bürgerwehr wurde auf dem Soldatenfriedhof bestattet.

April 20. Heute und morgen ließ ich die Glasgemälde, die das Andenken des Pfarrherrn Heinrich Kohler aus dem Jahre 1507 und der vier Präsenzherrn aus dem Jahre 1572 bewahren, um sie besser erhalten zu können, in die Pfarrhausfenster einsetzen.

Juni 4. Vor wenigen Tagen haben die Prediger ihr Ordensgewand mit dem Kleide des Weltpriesters vertauschen müssen. — Die Lebensmittelteuerung wird ständig größer; ein Sester Weizen kostet $3\frac{1}{2}$ fl., Butter 25—26 kr. und so fort.

Juni 7. Heute fiel von 7 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags ein schrecklicher von Hagelschauern begleiteter Regen. Das Getreide, die Reben, die Gärten litten furchtbar; vor dem Schwabentor haben die Reben kaum mehr Erdreich.

Juli 29—31. Langdauernde Regengüsse. Überschwemmung allüberall. Bittgebete.

August 1. Die Truppen des Prinzen Condé haufen im oberen Breisgau; ihren Sitten und

ihrem Verhalten nach: Zeiden; dem Namen nach: Katholiken.

August 21. Der frühere Straßburger Militärkommandant und jetzige kaiserliche Generalmajor Klingling und der Generalfeldmarschall Wurmser beziehen im Pfarrhof Quartier; II Bataillone Grenadiere durchziehen die Stadt und schlagen an der Straße nach St. Georgen ihr Lager. — Wie groß die Teuerung ist, erhellt aus folgenden Preisen: 1 Sester guter Weizen 3 fl. 48 kr.; 4 fl. 4 kr. — 4 fl. 6 kr. 1 Sester Halbweizen 3 fl. 18 kr.; 3 fl. 30 kr. — 3 fl. 36 kr. 1 Sester Roggen 2 fl. 12 kr.; 2 fl. 18 kr. — 2 fl. 24 kr. 1 Sester Gerste 1 fl. 54 kr.; 2 fl. — 2 fl. 6 kr. 1 Sester Hafer 1 fl. 12 kr.; 1 fl. 24 kr. — 1 fl. 40 kr. 3 oder 4 Barkoffeln 1 kr.; Butter 30 kr.

September 29. Nachmittags wurde die freiwillige Bürgerwehr und die Hälfte Jäger alarmiert. Gegen Abend zog sie nach Munningen und Gündlingen, von wo sie am 2. Oktober zurückkehrten.

November 14. Heute Samstag abend wurden die berühmtesten Förderer der französischen Revolution: Semonville, Bournonville, Camus, Brouet, Bancal, Lamarque, Maret, Quinet gefänglich nach Freiburg verbracht und im Hause des Freiherrn von Wessenberg einquartiert, militärisch bewacht, nach Basel geführt. Durch deren Auslieferung sah man endlich die unglückliche Tochter Maria Theresias, Maria Antoinette, gerächt.

Dezember 13. Heute ein Dankamt für die Einnahme der Stadt Mannheim.

1796.

April 28. Um die Abendstunde traf der angebliche französische König Louis XVIII. in Frei-

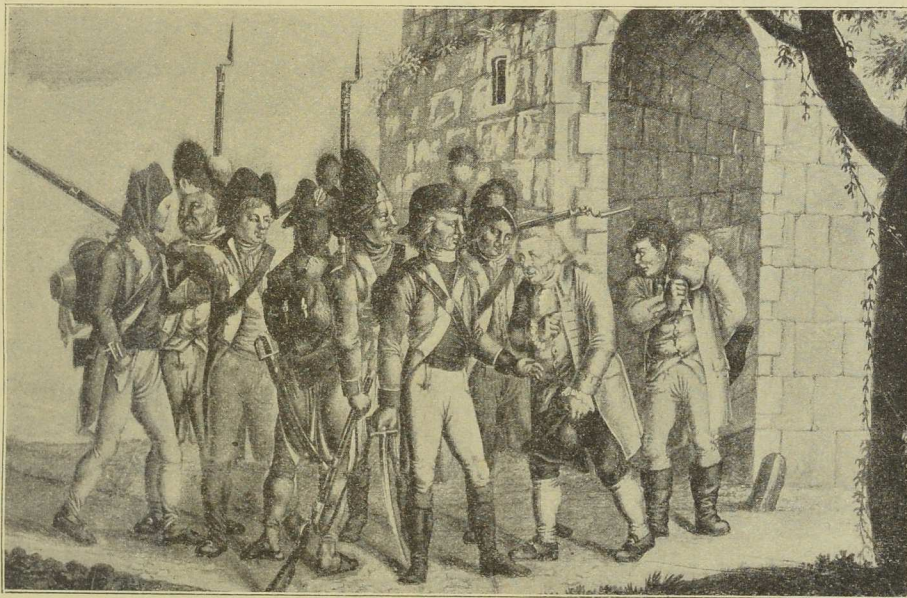


Abb. 2. Fouragierende Franzosen.
Nach einem zeitgenössischen Stich.



burg ein, hielt sich mehrere Stunden im Gasthof auf; sprach keinen Ton. Abends noch begab er sich nach Kiegel zu Prinz Condé. Als er dort eintraf, wünschte das französische Heer ihn zu sehen; der König gab ihrem dringenden Verlangen nach, begab sich an den Rhein und sprach in der Gegend zwischen Sasbach und Oberhausen zu den über den Rhein gezogenen Franzosen: Voilà le roi de France, votre maître et comme je l'espère, bientôt votre père. Andächtig hörten die Franzosen unbedeckten Hauptes ihren König reden, sie selbst sprachen nichts. Das geschah am 1. Mai.

Mai 29.—31. Bittgebete für den günstigen Ausgang des Kriegs.

Juni 24. Die Franzosen besetzen das von den Wolfegg'schen Truppen nur ganz unzulänglich bewachte Kehl unter dem Befehl Steins. Jetzt haben sie die Absicht, unsere bislang so wunderbar von Gott geschützte Heimat zu versengen. Der Franzosen Grausamkeit und Armseligkeit ist stärker als ihre Religion.

Ende Juni. Die letzten Junitage waren Tage der Trauer und Stunden des Bangens. Das Gerücht hatte sich verbreitet, die Franzosen stünden längst bei Rippenheim; Hausen und Offenburg seien genommen; viele Adlige und Bürger verlassen die Stadt. Tränen überall zum Steinerweichen. Am 25. Juni zogen 25 000 Mann des freiwilligen Landsturms an den Rhein; etliche Tausend unter dem Kommando Fröhlichs besetzten Herbolzheim... Am 28. bei der Bittandacht war das Münster so voll Menschen, daß man kaum irgendwo Boden sehen konnte. Am 2. Juli zog eine Prozession auf den Kirchhof, vom 3.—8. Juli Kriegsgebete, am 11. zog wieder eine Prozession nach Loretto.

Juli 6./7. Die Freiburger Freiwilligen — über 1000 — rücken nach Wagenstadt; am 7. war ein Treffen zwischen Herbolzheim und Kenzingen an der Bleich; die Wagenstadter standen bei Hausen an der Elz. Die 6000 Mann französisches Fußvolk und 3 Schwadronen Reiter wurden geschlagen. Den Sieg halfen die Freiburger Freiwilligen unter Caluris Führung, die Ober- und Niederhausener entscheiden. Die Freiburger hatten die Höhen bei Wagenstadt zu halten gehabt und verrichteten Wunder an Tapferkeit. Ein Bürger namens Johann Baptiste Hirschbühl erschoss allein 9 Franzosen.

Verwundet wurde Alexander Keller am Knie, Joseph Dreyer an der Hand. Kein Bürger fiel.

Juli 14. Im Treffen bei Herbolzheim verrichteten Bürger und Bauern Heldentaten; aber — weil Klingling im Kenzinger Tal geschlagen wurde, mußten sie sich zurückziehen. Auf dem Felde der Ehre blieben nur wenige; verwundet wurden viele; gefangen: keine. . .

Juli 15. Man erwartet die Franzosen. Auf Grund eines Ratsbeschlusses sollte die Geistlichkeit in ihrer Wohnung den Feind erwarten; die Freiwilligen mußten die Waffen abliefern, und jedermann sollte friedlich seiner Wege gehen und der Franzosen harren.

Juli 16. Samstag, morgens gegen 11 Uhr, zog eine Husarenpatrouille vom 8. Regiment unter dem Unteroffizier Jar durch das Dreifachr Tor in die Stadt. Eine große Menge Volkes zog hinaus. Jar verlas eine französische Verordnung: Die Franzosen führen keinen Krieg gegen friedliche Bürger, plündernde Soldaten werden hingerichtet; die täglichen Geschäfte sind wie im Frieden zu erledigen. Nur wenige Minuten später kamen etliche Hundert durchs Christophelstor; alles vollzog sich wie im tiefsten Frieden und in völliger Ordnung. Der Rest des Tages und die folgende Nacht ereigneten sich eine Menge „Geschichtchen“.

Juli 17. Das Läuten der Glocken wurde verboten; keine Predigt ward im Münster gehalten. Das Volk war traurig und niedergeschlagen. Hernach wurde das Münster geschlossen bis auf die Stunde der Gottesdienste; der Gesang bei Leichenbegängnissen ward verboten; den Geistlichen von Oberleutnant und Stadtkommandant Ferino eingeschärft, „im Geist des Evangeliums“ zu tun und zu handeln und in diesem Sinne auch auf das Volk zu wirken. Die Franziskaner und Kapuziner verließen die Stadt.

Juli 18. Der französische Feldpostmeister nimmt im Pfarrhofs Quartier. Um 1 Uhr nachts wurde das Kirchlein auf Loretto geplündert. — Das Gleiche geschah in St. Ottilien.

Juli 22. Den Franzosen mußten das Waldungsbild: „Die Flucht nach Ägypten“ und die Holbeinbilder in der Universträtskapelle ausgeliefert werden; ebenso verlangten sie den angeblichen Maltheserkomturshädel mit rotem Haar und voll-

ständig erhaltenen Zähnen, der seit unvordenklichen Zeiten in der Böcklinkapelle aufbewahrt wird, wohin er aus dem Friedhof der Insel Malta gekommen sein soll. — Heute wies Freiherr von Liebenstein einen Erlaß des französischen Generalstabschefs vor, demzufolge alle Steuern und Einkünfte „auf Rechnung der Republik“ eingezogen werden. Die Steuerpflichtigen werden durch ein Rundschreiben an pünktliche Zahlung erinnert.

August 12. Die Glocken dürfen von heute an wieder geläutet werden; der französische Befehlshaber für den Breisgau gab die Erlaubnis, morgens um 4, mittags 12, abends 7 und nachts 10 Uhr zu läuten, und zwar nur jeweils mit einer Glocke.

Freyburg den 19. Sizmonat im 4. Jahre der Republik.

Mengaud, General der Division, Commandant der 2 Ufer des Rheins und der eroberten Länder.

An die Herren Bürgermeister und Räte der Stadt Freyburg!

Meine Herren!

Ich habe mit wahrem Vergnügen das Commando über Freyburg übernommen. Ich bin überzeugt, daß Ihre guten Gesinnungen, vereinigt mit den meinigen, hinreichend sein werden, die Ruhe und das Vertrauen in Ihrer Stadt handzuhaben. Dieses ist der Wunsch der französischen Regierung. Man hat Ihnen uns als eine Nation geschildert, welche feindselig gegen alle Völker denkt. Indem wir Sie vom Gegenteil überzeugen werden, werden Sie nicht umhin können, uns zu schätzen. Ihre Personen, Ihr Eigentum, Ihr Gottesdienst werden in Ehren gehalten werden.

Wenn das Unglück des Kriegs Ihnen fühlbar geworden, wenn Einige Einzelne der Unserigen sich in Beobachtung ihrer Pflicht haben vergessen können, entschuldigen Sie dieselben und seien Sie versichert, daß die französische Nation niemals an denselben ungerechten Handlungen Anteil nehmen werde; das französische Volk hat Sie nicht feindselig angegriffen; es verfolgt nur die Feinde des menschlichen Geschlechtes, welche seine Freiheit zerstören wollten.

Wenn unsere siegreichen Waffen die Provinzen von Deutschland durchziehen, so geschieht dies nur, um Europa den Frieden zu geben.

Seien Sie versichert meine Herren! die französischen Republikaner sind und werden sein Ihre wahren Freunde!

Meine Herren

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
Mengaud.

August 18. Regierungsrat Hermann von Greiffenegg wurde von den Franzosen gefänglich eingezogen. Das soll deshalb geschehen sein, weil



Abb. 3. Erzherzog Karl von Oesterreich.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

in einem neutralen Orte ein französischer Armeekommissar sei gefangen genommen worden.

August 20. Der Generalkommissar trifft in Freyburg ein. Parcus hatte Generalvollmacht in der Verwaltung wie im Einziehen der Güter der Ausgewanderten ohne jede Ausnahme; ihre Namen mußten angegeben werden. Parcus mahnte in einem Erlaß, die Abgaben genau in der gleichen Weise wie früher zu entrichten: die Bürger wie die Behörden, auch die Universität. . . .

August 28. Die von Parcus auferlegte Kriegskontribution beträgt: von den Breisgauischen Abteien 600 000 livres, von der Ritterschaft und dem

Adel 350 000 livres, von den Bürgern und Bauern nur 200 000 livres, von den Pfarreien, Stiftern, Kirchenfabriken 150 000 livres uff. Da nun die, die diese 150 000 frs. aufbringen sollten, kaum 5846 fl. 7 kr. jährlich zu zahlen hatten, legte man Parcus die Unmöglichkeit, seine Forderung zu erfüllen, vor. Weil nun seiner Ansicht nach die Pfarrer höchst nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft seien, so wurde diese Summe auch noch auf die Klöster mitübertragen. In der Folge nun mußten die Leute, die den „4. Stand“ bilden, die Hauptlast tragen; die Pfarrer aber bezahlten den doppelten Betrag ihrer jährlichen Steuer.

September 11. Der französische Offizier Charles Barthelmy wurde morgens 9 Uhr im Beisein einer großen Volksmenge wegen ungerechter dem Landvolk auferlegter Steuern und Brandschatzungen an den Pranger gestellt und zu 6 Jahren Galeerendienst verurteilt. Der Schandpfahl war vor dem Ständehaus aufgestellt und trug die Aufschrift: *Dat veniam corvis, vexat censura columbas.*

September 17. Von Generalsekretär Haupt — Parcus war bereits nach Basel abgegangen — wurde ich (Galura) in das Ständehaus berufen und unter Drohungen von mir verlangt, binnen 2 Stunden die ganze dem Alerus auferlegte Kriegskontribution zu entrichten. . . . Ich brachte 400 fl., die die Franzosen mit einer solchen Eier entgegennahmen, daß sie das Geld nur einschoben, ohne es anzusehen und zu zählen. Am selben Tag, morgens 11 Uhr, flüchtete sich Haupt mit seinen Genossen. Vor seinem Ausreißen hatte er noch von den Benediktinern aus Villingen und dem Kloster Adelhausen je 5000 livres zu erpressen versucht. Geld hatte er glücklicherweise keines empfangen.

September 19. Die Prozession zu Ehren des heiligen Lambertus bewegte sich heute nur um das Münster. Der französische Befehlshaber Tholmé wollte augenscheinlich der Bürgerschaft beweisen, daß die Franzosen den Gottesdienst und die religiösen Gebräuche der Einwohner nicht stören, denn eine Reihe französischer Soldaten sah sich unbedeckten Hauptes die Feierlichkeiten an. Kniebeugen allerdings schienen sie nicht zu kennen. — Häufig sah man sie in den Kirchen mit der Pfeife im Munde und dem Käppi auf dem Kopfe!

September 20. Seit heute treffen flüchtige Franzosen aus Schwaben hier ein: geschlagen, vertrieben, ohne Waffen, in elendem Aufzuge, mit nackten Füßen, wunden- und schwärenbedeckt, vom Landvolk an jeder Straßenecke von neuem geherzt und gepeinigt, an Krücken und Stöcken, die Reiter mit Pferden, die man eigentlich besser selber trüge. Ganz sicher war das französische Heer in seinem kläglichen Aufzuge des Anstaunens wert. Ihren Feldzug scheinen sie vorweg gegen unsere Schwarzwaldfeste unternommen zu haben! Wie groß ist die Armseligkeit der Führer! Ihr Lohn erreicht monatlich kaum einen Louisd'or. Und doch — alle Lasten und Beschwerden tragen sie gerne freudig und wacker. Haben sie keine Pferde, dann laufen sie wie der gemeine Mann, mit Flinte und schwerem Gepäck, zu Fuß.

September 24. 500 weitere Franzosen kommen auf der Flucht hier durch; die meisten ohne Gewehr. Dem französischen Befehlshaber im Breisgau Tholmé und dem Freiburger Stadtkommandanten Cuzel gebührt der Ruhm, mit allen Mitteln Tag und Nacht auf Ordnung und Ruhe gedrungen zu haben.

September 28. Parcus, ein höchst unangenehmer Gast, der bereits am 17. die Stadt verlassen, kehrte wieder zurück, aber nur auf einen Tag, um dann wieder, diesmal endgültig, sich fortzubeben. Es war nicht der „Geld-Parcus“, sondern der „Holz-Parcus“ gewesen, wie man den zum Generalwaldinspektor ernannten Bruder des Generalkommissärs im Volksmunde nannte.

September 29. Die bei Neustadt geschlagenen Franzosen durchziehen die Stadt in höchst erbärmlichem Aufzuge; Tholmé trug Sorge, daß sie nicht die ganze Stadt bis aufs Hemd auszogen.

Ende September. Die Franzosen bereiten sich zur Flucht vor. Wir haben frohlockend dabeigestanden und uns ins Häufchen gelacht. Tag und Nacht harreten sie auf das Alarmsignal. Mittlerweile besetzten die Österreicher Waldkirch und Neustadt. Auf dem Zug von Neustadt nach Freiburg griffen sie den Generaladjutanten Steinmetz auf. General Moreau hatte am 24. September von Ulm aus an alle Bewohner der Orte auf der französischen Rückzugslinie einen Befehl gerichtet, in keinem Falle gegen die Franzosen vorzugehen

widrigenfalls man gegen sie mit den schwersten Strafen vorginge. Gleichzeitig aber rief der österreichische General Petrasch die Einwohner zu den Waffen. Am 5. Oktober waren die Unsrigen in St. Peter, am 6. in Ebnet.

Oktober 8. Morgens um 10 Uhr zogen die Franzosen unter dem fröhlichen Lachen der Freiburger aus der Stadt. Mancherlei Kriegsmaterial, das sie in die Dreisam geworfen hatten, wurde von Knaben und Halbwüchsigen wieder herausgefischt. Von dem Treiben der Franzosen haben wir genug; indes erinnern wir uns auch später sicher manchmal recht gerne an das eine und andere Zistörchen aus der Franzosenzeit.

Oktober 10. Die nach Breisach geflohenen Franzosen und die noch unterwegs am Kaiserstuhle sich aufhielten, wurden von Zuzaren und Bauern aufgegriffen und nach Freiburg gefangen abgeführt.

Oktober 12. An diesem Tage zogen die Franzosen, die gerne Wien gesehen hätten, aber nur bis nach Schwaben gekommen waren, auf der Flucht durch das Kirchartenertal und Freiburg dem Rheine zu. Der Anblick des Heeres reizte zum Lachen: die verschiedenen Waffengattungen sahen aus, als hätten Bauern und Bettler Schwabens hier sich ein Stelldichein gegeben. Unter den Führern waren: Moreau, Serino, Desaix, Saint Cyr. General Ribaud wohnte bei mir im Pfarrhause. — Wenn man das Heer genauer sich ansah, erinnerte man sich der Schweden: Alle Häuser, alle Dörfer auf ihrem Wege lagen in Schutt und Asche, die Gärten lagen brach und die Reben verodet. Daß in ganz Schwaben kaum etwas ihren

Händen entging, was man nur greifen konnte, lehrte ihr Anblick. Kaum einer war beutelos. Auf Pferden saßen sie mit den undenkbarsten Gewändern; einer hatte ein schwarzes Meßgewand, ein anderer eine halblange Albe und Stola an!

Oktober 13. Generalkommissär der französischen Nation Parcus traf wieder hier ein.

Oktober 14. Kanonendonner und Gewehrknattern hört man den ganzen Nachmittag aus dem Waldkirchertal. Abends sah man Rauch und Feuersäulen.

Oktober 15. Die Franzosen bei Rödtringen und Becklingen geschlagen.

Oktober 17. Vor dem Pfarrhause wird zum Schutze gegen Plünderer ein Posten aufgestellt. — Die Bauern, deren Hab und Gut noch nicht ganz geraubt ist, führen es zur Sicherheit nach der Stadt.

Oktober 18. Was an Wagen vorhanden war, wurde nach

Waldkirch geschickt, Verwundete hierherzuschaffen. Heute begann ein neues Treffen zwischen Emmendingen—Rödtringen und Becklingen. Wir konnten hier das Abfeuern der Kanonen zur Nachtzeit ganz gut sehen.

Oktober 19. Sehen wir Feuerschein und hören Kanonendonner bei Oberried. Ununterbrochen vernahm man am Nachmittag den Donner des schweren und leichten Geschüzes. Unsern Soldaten helfen einheimische Bauern beim Schanzen und Munitionstransport. Die Franzosen flohen an den Rhein, ständig verfolgt von den Unsrern; gerade beim Überschreiten des Rheins fällt General François Beaupuy; Leichen und Pferdekadaver allerorts.



Abb. 4. Schlacht bei Emmendingen (19. Oktober 1796).
Nach einem zeitgenössischen Stich. (Wiederholt aus Jahrbuch 34, Seite 32.)

Die Franzosen sind aus dem badisch-hochbergischen Lande geworfen.

Oktober 20. Den ganzen Tag hört man Kanonendonner und Gewehrfeuer. Die Franzosen müssen Langendenzlingen und Eichtetten aufgeben.

Oktober 21. Morgens um 2 Uhr erhalten die Franzosen in Freiburg das Alarmsignal zur Flucht. Um 1/2 10 Uhr morgens bot sich unsern Augen ein schrecklich Schauspiel: auf der Kaiserstraße hieben unsere Husaren Dutzende Franzosen zusammen; gestern waren sie ihnen auf dem Fuße das Höllental vor bis Ebnet gefolgt; heute trieben sie die Franzosen bis Heitersheim und Krozingen. Unsere Truppen zogen durchs Breisacher- und Christophsthor. Mit ihnen kam zur großen Freude Erzherzog Karl. — Vor ihrem Abzuge hatten die Franzosen versucht, in Freiburg Brände zu legen mit Hülfe von Bomben und Haubitzen. . . .

Oktober 22. Der Erzherzog begibt sich nach Krozingen; insolge dessen verlassen die Franzosen Breisach, das sogleich von unsern Truppen besetzt wird. Hernach zog man auf den Hüninger Brückenkopf. — Während der Franzosenherrschaft im Breisgau regnete es ununterbrochen in Strömen. Die Elz erreichte eine solche Höhe, daß ihr Flußbett geradezu ein See war. Zum guten Glück für uns, denn sonst wären die Franzosen sicher über Brombach und Hausen hinausgezogen. An dieser Stelle muß eines Gesichtes gedacht werden, das vor vier Jahren, als noch kein Franzose auf breisgauischem Boden war, von vielen Leuten wahrgenommen wurde, und das mir (Galura) von einem Zeugen etwa folgenderweise erzählt wurde. „Es war zur Winterszeit. Auf der Straße nach St. Georgen sah man mit einem Male linker Hand Scharen von Soldaten, Reitern, Standarten, die, etwa 6000 und mehr an der Zahl, durch den Tiengener Wald flohen.“ Ich frug weiter: „Wie ihr Aufzug gewesen?“ Er entgegnete: „Ich habe verschiedene Gewandungen unterscheiden können; doch waren die meisten blau.“ Er erzählte weiter: „Dieses Gesicht hat mich sehr erschreckt. Andere, die den gleichen Weg gingen, auch Leute, die aus St. Georgen kamen, berichteten das Gleiche.“ Soweit der Zeuge. — Wir im Pfarrhose haben viel darüber gelacht und gespottet. Aber: Mehrere einwandfreie Zeugen melden das Gleiche noch wenige

Tage vor und gleich nach der Ankunft der Franzosen. Und in der That: Später ergriffen diese vom Fuße des Lorettoberges aus die Flucht in der Zahl und in der oben angegebenen Weise. . . .

Oktober 28. Um 2 Uhr nachmittags kehrt Erzherzog Karl nach Freiburg zurück. Die ganze Stadt ist auf den Beinen; die weltlichen und geistlichen Behörden am Tore; alle Glocken läuteten; beim Essen hatte jedermann ungehindert Zutritt; mit jedem sprach er leutselig; 6 weißgekleidete Mädchen, 2 Ratsherren, 2 Adlige, 2 Universitätsbeamte widmeten ihm Kränze; ununterbrochen Jubelrufe und Vivatjauchzen.

Oktober 29. Erzherzog Karl besichtigt die Schönheiten des Höllentals und verläßt Freiburg.

Oktober 31. Erzherzog Karl wird rector universitatis Friburgensis in perpetuum.

Dezember 2. Bittgebete zur Abwendung der im Breisgau wütenden Tierseuche. Freiburg zur Zeit noch frei von ihr.

1797.

Januar 30. Nachmittags 3 1/4 Uhr reitet Erzherzog Karl in die Stadt ein, unser tapferer und geliebter Held, der „Franzosen Schreck“. Eine ungeheure Menschenmenge erwartete ihn am Christophsthor. Das begeisterte Volk spannte die Pferde des Wagens ab und zog den geliebten Helden mit eigener Kraft in die Stadt. Wohnung nahm er bei den Deutschherren. Am Abend war jede Straße und jedes Haus illuminiert. Bei dem „Freiball“, wozu alle Karteninhaber Zutritt hatten, wurde Erzherzog Karl von Mädchen in griechischer und Baverentracht mit Lorbeer gekrönt.

Februar 5. Hünningen mit seinem Brückenkopf fällt in die Hände des Erzherzogs Karl.

März 25.—27. Ein Kriegstriduum abgehalten.

April 20. Die Franzosen überschreiten wiederum den Rhein, nehmen Kehl und Offenburg. — Die ersten Flüchtlinge kommen. — Schon stehen die Franzosen in Schuttern und Rippenheim auf der Straße nach Freiburg.

Oktober 26. Die Nachricht vom Friedensschluß kommt nach Freiburg. Zwei Tage später folgt die öffentliche offizielle Bestätigung.

November 2. Das Gerücht geht um, das Breisgau habe Franz II. dem Herzog Hercules

übergeben, dessen Land zur cisalpinischen Republik geschlagen worden sei. So laute der Friedensvertrag von Udine vom 17. Oktober 1797. Die Sensation unter der Bürgerschaft leicht begreiflich.

November 7. Zum letzten Male Kriegsgebete gehalten und die große Glocke geläutet (die seit dem 7. April 1793 täglich die Einwohnerschaft zum Gebete ermahnt).

November 25. Mittags zwischen 2 und 3 Uhr traf hier in Freiburg der berühmte Franzosenfürher und Schöpfer der cisalpinischen Republik, Napoleon Bonaparte, auf der Reise nach Rastatt hier ein. „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt auch gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?“

1798.

Dezember 25./26. Eine solche Kälte wie in diesen Tagen herrschte im ganzen Jahrhundert noch nicht. Sonst weist Galuras Tagebuch für das ganze Jahr keinen bemerkenswerten Eintrag auf.

1799.

Februar 13. Die paar noch hier anwesenden kaiserlichen Truppen verlassen auf Befehl Herzogs Karl (aus Friedberg datiert) die Stadt und den Breisgau, da man für den 15. einen neuen Einfall der Franzosen befürchtet. — „Bleib Du bei uns, o Herr, und es genügt.“ Die französischen Geistlichen und sonstigen Flüchtlinge verlassen die Stadt, in die ganz unglaubliche Mengen von Wein von den Bauern der Umgebung hineingebracht werden aus Furcht vor den Franzosen, an deren Ankunft wir keinerlei Zweifel mehr hegen.

März 1. Die Franzosen besetzen die Stellungen, die sie bereits 1797 innegehabt haben.

März 3. Freiherr von Baden und Syndikus Engelberger gehen den Franzosen nach Kenzingen entgegen.

März 4. Die Franzosen ziehen um 10 Uhr in Freiburg ein; um 11 Uhr kommt General Compère mit wenigen Leuten. Ihnen folgen eine Menge Truppen und — unerschwingliche Kontributionen in ganz kurzer Zeit. Commissaire ordinateur civil de Brisgau wird Kudler, ein Elsässer, sein Sekretär abbé Fies, Pfarrer zu Ensisheim. Die Requisitionen dauern in unerhörter Stärke unaufhörlich. Es stimmt einem ganz trübselig, wenn man sieht, wie die Franzosen alles requirieren: Heu, Frucht,

Vieh. Bald gibt es Hungersnot. Die Handwerker sind bereits arbeits- und brotlos. Vor der Hauptwache steht eine Guillotine mit dem Kopfe eines Hingerichteten besteckt. ... Es ist ganz unglaublich, wie schwer die Bürgerschaft das französische Joch erträgt. Schon morgens um 4 Uhr strö-

men ganze Scharen in das Münster und stehen um den Sieg der kaiserlichen Waffen. Auch die Abendandachten sind überaus stark besucht.

März 24. Hundert und etliche bei Ostrach von den Franzosen, die hier in aller Form eine Niederlage erhielten, gefangene Deutsche passierten Freiburg. Unter ihnen 3 Offiziere, von denen 2 verwundet sind. Alle 3 wohnten im Münsterpfarrhaus, aber schon am nächsten Tage werden sie nach Breisach verbracht. Da ihnen die Franzosen alles geraubt hatten, kann man sich vorstellen, mit welcher Freude sie in Freiburg empfangen und aufgenommen wurden. Eine sofort eingeleitete Geldsammlung ergab 300 fl.

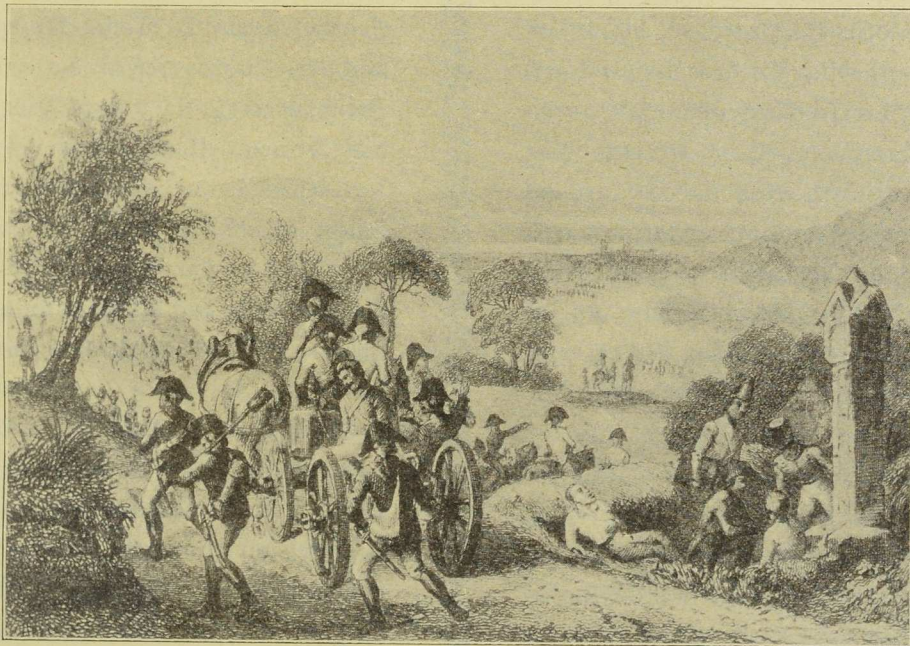


Abb. 5. Schlacht bei Schliengen (24. Oktober 1796).
Nach einem zeitgenössischen Stich.

Die Namen der 3 Offiziere waren: Koditzky, Kliaßewicz und Geppert.

März 25. Wieder kommen gefangene Deutsche durch. Unzählige verwundete Franzosen werden hierhergebracht. Sie künden laut den Ruhm der österreichischen Waffen und ihres Feldherrn Karl und verfluchen die „Rothosen“ und „Rotmützen“. Am 27. kommen die bei Geisingen und Tuttlingen völlig geschlagenen Franzosen mit 1000 österreichischen Gefangenen. Überlastet, mit Wunden geradezu bedeckt, kommen sie in alle Häuser. Die Franzosen haben nach eigenen Aussagen mehr denn 20000 Mann verloren. Kaum ein Reiter hat noch ein Pferd und viele Pferde keinen Reiter. Rasch machen sie sich aus dem Stadtgebiete, die Österreicher sollen ihnen angeblich auf dem Fuße folgen. Auf der Kaiserstraße herrscht Aufruhr. Die Bauern weigern sich, auf ihren Wagen die Verwundeten fortzuschaffen, aus Angst, Roß und Wagen zu verlieren. Sie sind willens, den Franzosen, die sie so übel behandelt haben, die erlittene Unbill heimzuzahlen. Heimlich machen sich viele mit Wagen und Pferden aus dem Staube. — Die Erwartung auf den sofortigen Einzug der Österreicher war trügerisch.

März 29. Die Franzosen, die im Elsaß geschlagen wurden, zogen sich mitternächtlicherweile nach Freiburg zurück; Gehöfte und Weiler werden geplündert, die Einwohner fliehen, manche suchen in den Wäldern ihre Heimstatt. Wohl wird in Freiburg selbst noch nicht geplündert, aber die Steuern und Auflagen dauern fort in unerschwinglicher Höhe.

April 1. Von morgens früh bis Mitternacht dauerte eine Sitzung der breisgauischen Landstände unter dem Vorsitz des französischen Kommissärs Vaillant. 91666 fl. 40 kr. oder 200000 livres war die Höhe der Kriegskontribution, nachdem bereits Auflagen aller Art vorangegangen waren. Es ist ganz und gar unbeschreibbar, mit welcher Rohheit, Gemeinheit, Frechheit, Unverschämtheit, Unmenschlichkeit, Übermut dieser Kommissär die Teilnehmer behandelte, unsagbar, was er von unserem Fürsten, dem Lande, dem Klerus behauptete; ständig drohte er mit Mord und Zerstörung. — Allüberall herrscht bittere Not; das Getreide ist zu Ende; das Geld wird fortgeschleppt; Handel und Handwerk liegen

brach; niemand hat die Mittel und die Absicht, sich etwas anzuschaffen; die Dörfer und Weiler an der Heerstraße sind vollständig ausgeplündert. — Wo sind die großen, edelmütigen, prahlerischen Versprechungen der großen Nation?? . . .

April 4. Heute kam die hoch erfreuliche Kunde, die gesamte französische Macht flöhe von Neustadt aus, nachdem sie bei Hornberg eine Schlappe erlitten, auf Freiburg. Sofort wurden die Stände berufen. Der französische Kommissär verlangte die sofortige Bezahlung der Kontribution. Weil sie nicht entrichtet werden konnte, wurde Ignatius Kupferschmidt und Baron von Wittenbach als Geiseln abgeführt. Abends und nachts ziehen die Franzosen auf Breisach. Morgens um 5 Uhr des nächsten Tages treffen die ersten Österreicher in Freiburg ein; die ganze Bürgerschaft war auf den Beinen. Unaufhörliche Hurrarufe.

April 5. Die Franzosen ziehen sich über den Rhein zurück.

April 7. Die Deputierten der Stände begeben sich zu Erzherzog Karl, zu ihm, von dem die Sage geht, er sei allüberall und nirgendwo. — Noch haben die Franzosen das Rheinufer bei Breisach im Besitz, von wo sie Raub- und Plünderungszüge in die Umgebung unternehmen — daß sie mit dem Markgrafen von Baden Frieden geschlossen, hindert sie nicht im geringsten, Gündlingen, Ober- und Niederrimsingen, Hochstetten, Grafenhausen, Mersdingen und vor allem Thringen, alles Orte in seinem Gebiete, zu brandschatzen.

April 11. Die Franzosen, in der Schweiz, Italien und Oberdeutschland geschlagen, räumen Donnerstag das Breisacher Rheinufer.

April 13. Heute gehen die Franzosen nochmals bei Breisach über den Rhein;

April 17 an diesem Tage aber ziehen sie sich in die Gauen ihres unglücklichen Vaterlandes zurück, behalten aber den Eggersberg, auf dem sie ein Fort angelegt haben. Von hier aus bedrücken sie Stadt und Land ganz furchtbar: Niemand darf heraus oder herein; etliche Dörfer sind von den Bewohnern geräumt und das in den Tagen, da die Saat ausgeworfen werden sollte. Nation, die du dich die „große“ nennst, wie „klein“, ja wie „armselig“, „nichtsbedeutend“, „allverachtet“ wirst du sein! . . .

April 26. Zu Abend um 7 Uhr trifft Erzherzog Ferdinand ein . . . vom Volke mit großem Jubel empfangen. Später mußte er sich vom Balkon der Kommandantur aus auf allgemeinen Wunsch zeigen. Der 18jährige, liebenswürdige Jüngling tat dies recht gerne unter allgemeinem Beifall. Am folgenden Tage um die Mittagstunde reiste er wieder ab nach St. Georgen.

April 29. Die Franzosen verbrennen in Achkarron 24 Häuser und drohen, auch Rotweil und Burkheim den Flammen zu übergeben.

Mai 13. Auf dem Nägelesee findet ein großes Fest statt — Pfingstmontag nachmittag von 2 Uhr ab — zum Dank für unsere neuerlichen Siege in Italien und Oberdeutschland. In Italien gibt es schon längst keine cisalpinische Republik mehr seit unserem Siege am 27. April bei Cassano und der Eroberung Mailands. Am 28., morgens 11 $\frac{1}{2}$ Uhr, war draußen eine Feldmesse gefeiert worden, an der das Militär und die Zivilbevölkerung regsten Anteil nahm.

Juli 2. Auf dem Nägelesee findet ein zweites Siegesfest statt für die Siege bei Piacenza vom 17.—20. Juni.

Juli. Diesmal verläuft die Ernte im Breisacher Viertel nicht ohne Blutvergießen, da die Soldaten die Landleute mit Waffen unterstützen müssen gegen feindliche Ausfälle.

Oktober 9. Erzherzog Ferdinand trifft wieder in Freiburg ein.

November 1. Von heute ab werden auf dem Schloßberg die sogenannten „Alarmstangen“ aufgestellt, die die Bevölkerung zu den Waffen rufen.

November 17. Heute wird ein Dankamt gehalten für den am 4. November bei Como errungenen glorreichen Sieg über die Franzosen.

1800.

Januar 3.—5. Erzherzog Ferdinand hält sich wieder in Freiburg auf, besichtigt sein Zusatzregiment.

April 25. Heute Freitag besetzen die Franzosen wiederum Freiburg. Um 5 Uhr abends rücken die ersten ein. Vorher hatte eine Schlacht zwischen Lehen und St. Georgen stattgefunden. So groß auch die Tapferkeit der Unstigen gewesen, dem

erheblich stärkeren Feind waren sie nicht gewachsen. Die Häuser zwischen Rathaus und Pfarrhaus wurden am meisten heimgesucht. Am Treffen hatten auch die Freiburger und die Landleute, die wir „Landsturm“ nennen, teilgenommen; die Freiburger hielten die Straße nach Lehen. Der Kampf tobte auch in den Straßen und Gassen der Stadt ohne Unterlaß weiter. Tag der Trauer und großer Bitternis! In und außerhalb der Stadt fließt das Blut in Strömen. Vom „Landsturm“ fanden ganze Reihen den Tod. Das Erste, was der französische Befehlshaber zu tun hatte, war die Auflage einer Kriegskontribution von 300 000 livres. . . .

April 28./29. Mitten in der Nacht ziehen die Franzosen aus der Stadt in der Richtung Schauinsland—Horben—St. Trudert—St. Blasien, wo sofort eine Schlacht begann. In der Stadt selbst griff man etliche Franzosen auf und legte sie gefangen. Einer unserer Reiter, der einen Helm mit Goldkranz trug, wie die französischen Feldherren ihn zu tragen pflegen, verursachte in der Stadt zunächst große Furcht, dann aber lachte man in der ganzen Stadt allgemein darüber.

April 30. Von Breisach kommende Franzosen besetzen nochmals Freiburg. Unsere paar Mann Besatzung wurden selbstverständlich leicht hinausgeworfen. — Alles vollzog sich zwar ganz ordnungsgemäß, aber die Einwohnerschaft lebte doch in großer Furcht.

Mai 1. Die Franzosen ziehen nach Waldkirch. In den Dörfern und Weilern der nächsten Umgebung herrscht ständiger Kampf. Die Orte sind verlassen. Auf den Bergen, in den Wäldern sucht die Bevölkerung ihr Heil und ihre Rettung. — Was die Franzosen heute als Requisition verlangten, das übersteigt die obengenannte Summe (300 000 frs.) bei weitem. Wie tapfer, ja tollkühn und verwegene unsere wenigen Reiter gegen die vielfache Übermacht der Franzosen ankämpfen, das läßt sich nicht beschreiben. Sogar die Franzosen wundern sich hierüber. Aber gerade so geht es mit den Verwüstungen, die die Feinde in Stadt und Land anrichteten. Jetzt lassen wir auch das Münster an Sonntagen geschlossen. Der Gottesdienst findet in Privatwohnungen statt. Mit den Beerdigungen geht kein Geistlicher, kaum die Angehörigen. Beherzte Männer tragen die Särge

auf den Gottesacker. Ohne Segen wird das Grab zugeworfen. — Wie Lausbuben und Heiden treiben es die Franzosen. In Merzhausen und St. Georgen, auch an andern Orten, rauben sie die heiligen Gefäße, die Gewänder, verunehren das Sakrament, Statuen der Heiligen werden verstümmelt. Am helllichten Tage und auf offener Straße mißbrauchen sie Frauen und Mädchen. Männer, Frauen, Kinder werden getötet!! . . .

Mai 11.—13. Etliche hundert Franzosen kommen von Breisach. Wir läuten Sturm. Am 13. verlassen sie die Stadt aus Angst vor den nahenden kaiserlichen Truppen. Mehrere Brandschatzungen waren bereits auferlegt. Draußen vor der Stadt ließ ihr Führer sie halt machen und untersuchen. Etliche 900 Schmuckstücke und Kleider wurden gefunden. Manche waren geradezu bepackt gewesen. Nun aber mußten sie zu ihrer eigenen Schmach und Schande den Raub zurücktragen. Wer von uns ist nicht Zeuge gewesen der sogenannten Kontributionen der „großen Nation“? . . .

Mai 28. Auf die Kunde, alle bei Donaueschingen stehenden Franzosen hätten sich gefangen geben müssen, geben die hier weilenden die Stadt auf.

Juni 3. Zur frühen Morgenstunde rücken 9 Kompagnien kaiserliche Truppen in Freiburg ein. Sie waren ganz unerwartet als „Streifkommando“ unter Führung Miers gekommen. Am 8. verließen sie die Stadt, kehrten aber am 17. bereits wieder zurück.

Juni 12. Gegen Mittag erscheinen plötzlich einige wenige Franzosen in der Stadt. Freiherr von Rink wird gefangen genommen und auf einem Karren nach Breisach geschafft. Unterwegs hält ihn die Bevölkerung verschiedentlich an. Nur seinem beruhigenden Einfluß ist es zu danken, daß es gegen die französische Begleitmannschaft nicht zu Tätlichkeiten kam. Schon am nächsten Tage darf er nach Freiburg wieder zurückkehren.

Juni 14. Graf Mier kommt höchst sehnlich erwartet, denn gerade eben sollte wieder allerhand den Franzosen abgeliefert werden; am 14. zieht er wieder ab.

Juni 19. Mier, der ganz unerwartet von Surtwangen zurückkehrt, greift die Franzosen mit solcher Tatkraft und Schnelligkeit an, an mehreren Orten zugleich: bei Hochstetten, Rimsingen, Hausen,

Grafenhausen und Krozingen; 223 werden gefangen; sehr viele verwundet und etliche 40 getötet. Unter den Gefangenen war der, der den Freiherrn von Rink vor 8 Tagen gefangen genommen hatte. Es ist wunderbar, aber durch Augenzeugen bestätigt, daß von uns niemand fiel, niemand gefangen ward und nur 4 oder 5 leicht verwundet wurden. Die Franzosen nehmen in den Dörfern der Nachbarschaft Zivilisten gefangen und führen sie als Geiseln nach Breisach.

Juli 6. Die breisgauischen Stände beratschlagen über die von den Franzosen auferlegte Kontribution von 400 000 livres. Vom 19. Juni an hatten diese sich ganz ruhig verhalten; General Beaugerd war sogar anderswohin versetzt worden. Wir hier in Freiburg leben im tiefsten Frieden. Kein Österreicher, kein Franzose läßt sich blicken!

Juli 20. Die Franzosen, die wir „seit langem“ nicht gesehen, kehren am 20. zurück. Vor wenigen Tagen hatte sich nämlich schon das Gerücht verbreitet von einem Waffenstillstand. Kaum ist es zu glauben, daß sie ganz Bayern innehaben und schon an der österreichischen Grenze stehen.

Ende Juli — August, Anfang. In diesen Tagen überschwemmen die Franzosen das Breisgau, Gesunde und Kranke, Leute mit und ohne Schuhe, mit und ohne Weiber und Kinder gleich einer Wasserflut uns alle in ihren Strudel mitreisend.

August 30. Zwei Monate kein Regen. Waldbrände hier und dort. Auch in Frankreich und Italien die gleiche Klage. In Italien erscheint sogar der Ibis!

September, Anfang. Da die am 6. Juli auferlegte Kriegskontribution auf dem Wege täglicher Brandschatzungen eingetrieben wird, ist es nötig, je schneller, desto besser die Hälfte der Jahressteuer einzuzahlen. „Gott, ach Gott, warum hast du uns verlassen und uns so unzähligen Auflagen und Kriegskontributionen aller Art ausgeliefert?“

September 20. Der Waffenstillstand wird bis zum 30. des Monats verlängert.

November 28. Die Franzosen beginnen von neuem die Feindseligkeiten.

Dezember 25. Da die Franzosen bis über Linz vorgedrungen, schließt man wiederum einen Waffenstillstand. O unerforschliche Ratschlüsse Gottes!

1801.

Februar 9. Im Lüneviller Friede erhält Modena wiederum den Breisgau.

März 13./15. Die Franzosen kehren als Sieger aus Österreich, Bayern und Oberdeutschland an den Rhein zurück.

Mai 5. Mittags um 12 Uhr müssen wir das Münster trotz der ewigen Anbetung schließen, weil einige tausend Franzosen in die Stadt einzogen, die den Gottesdienst sicher gestört hätten. In der Morgenfrühe zwischen 4 und 5 Uhr zogen eine Reihe Franzosen mit Kerzen in der Hand vor das Münster, hesteten diese außen an und äfften in ganz kindischer Weise die Ceremonien nach, die drinnen am Altare begangen wurden. Ihr Kriegsrühm ist größer als ihre Friedensliebe. Überall beweisen sie ihre heidnische Gesinnung. Wohin sie kommen, bringen sie Armut und Schande, indes sie selbst in Fraß und Völlerei leben.

Mai 3.—10. Die meisten kehren über den Rhein zurück und lassen Deutschland ohne Geld, ohne Festungen, ohne den Willen und Geist der Eintracht zurück.

Mai 10. Höchst sehnlich hatten wir diesen Tag als den Tag der endlichen Freiheit begrüßen zu können geglaubt — aber die Franzosen kehrten entgegen ihrem gegebenen Worte in größerer Anzahl wieder und belästigten das Volk noch viel, viel mehr als seither im ganzen Breisgau. — Da diese fortfahren, den Breisgau zu besetzen und kaum mehr eine Hoffnung auf die Wiederkehr friedlicher Verhältnisse vorhanden ist, werden in der Nacht vom 9./10. Juni Freiherr Karl von Baden und Kaufmann Nino nach Paris geschickt.

Juni 7. Heute feiern die Einwohner der badischen Lande ein Friedensfest, indes wir hier in Freiburg unter dem gallischen Joch seufzen und stöhnen, weil der Herzog von Modena den Breisgau entweder gar nicht in Besitz nehmen will oder doch zögert, ihn wirklich in Besitz zu nehmen.

Juni 11. Die Franzosen erhalten endlich aus Paris den Befehl, den Breisgau aufzugeben und nach Frankreich zurückzukehren. (Ohne Erfolg. [Späterer Zusatz.])

Oktober 6. Die Kunde vom Frieden zwischen Frankreich und England trifft hier ein; indes die Franzosen noch immer den Breisgau besetzt halten.

Die Nachricht wurde im sogenannten „Kapuzinerwinkel“ veröffentlicht.

November—Dezember. In den letzten November- und Dezembertagen regnete es so gewaltig, daß die Dreisam über die Ufer stieg, Wiesen und Felder überschwemmte und am 30. Dezember abends gegen 6 Uhr die Dreisacher Brücke mit sich wegriß. Überall das gleiche Elend. —

1802.

November 15. Die Malteserritter nehmen bedingungsgemäß die Klostergüter im Breisgau in Besitz; überall erheben die Konvente Protest und erklären, nur auf kaiserlichen Befehl, nicht aber auf den Spruch des Kommissärs Streicher hin zu weichen.

Jahreschluß. In diesem Jahre ging es uns ganz anders, als wir es uns ausgedacht hatten. Noch immer ist der Franzos im Land.

1803.

Februar 22. Heute nachmittag gegen 6 Uhr überbrachte ein Hofkurier aus Wien an Herrn Jud. Thad. von Brandenstein den Befehl, der Breisgau und die Ortenau sei nach kaiserlichem Wunsch an den Kommissär des Herzogs Hercules von Modena, Hermann von Greiffenegg zu übergeben.

Februar 28. Kurz nach 11 Uhr vormittags trafen die Truppen des neuen Herrschers — Teile des Bender'schen Armeekorps — in Freiburg ein, wo sie von einer großen Menschenmenge, darunter auch einigen französischen Soldaten, freundlich begrüßt wurden.

März 2. Der Breisgau wird heute zwischen 10—10¹/₂ Uhr im Regierungsgebäude feierlich in modenesisch-estischen Besitz genommen. — Die Regierung ging aus den österreichischen in modenesische Hände in Anwesenheit des Herzogs Hercules und der ortenauischen und breisgauischen Landstände über. Hernach begaben sich die Kommissäre ins Münster, wo sie am Hauptportal mit einer Ansprache begrüßt wurden und auf freigehaltenen Plätzen dem Gottesdienste anwohnten. Das Münster konnte die Scharen kaum fassen. Am gleichen Tage wurden überall vom 16. Februar datierte Erlasse an die Bevölkerung angeschlagen.

März 4. Alle noch in Freiburg anwesenden „Kameralherrschaften“ leisten dem Freiherrn von Greiffenegg den Treueid.

März 8. Die erste Sitzung der neuen Regierung.

April 26. Die Franzosen räumen endlich Freiburg endgültig, nachdem sie genau 3 Jahre und einen Tag hier verbracht hatten.

Oktober 1. Die neue modeneseische Herrschaft wird feierlich installiert und in das Münster eingeführt, wo Abt Ignaz von St. Peter das Amt hielt.

Oktober 14. Herzog Hercules von Modena, Herr des Breisgaus, stirbt.

November 1. Heute werden für ihn die feierlichen Requien gehalten.

Dezember 19. Heute hielt der erste österreichisch-breisgauische Soldat vor dem Regierungsgebäude Wache.

1804.

März 14. Einige 100 Franzosen besetzen Sasbach am Kaiserstuhl; am andern Tag verlassen sie unsere Heimat mit der Ausrede, Sasbach sei nach ihrer Meinung badisches Gebiet. In der Nacht

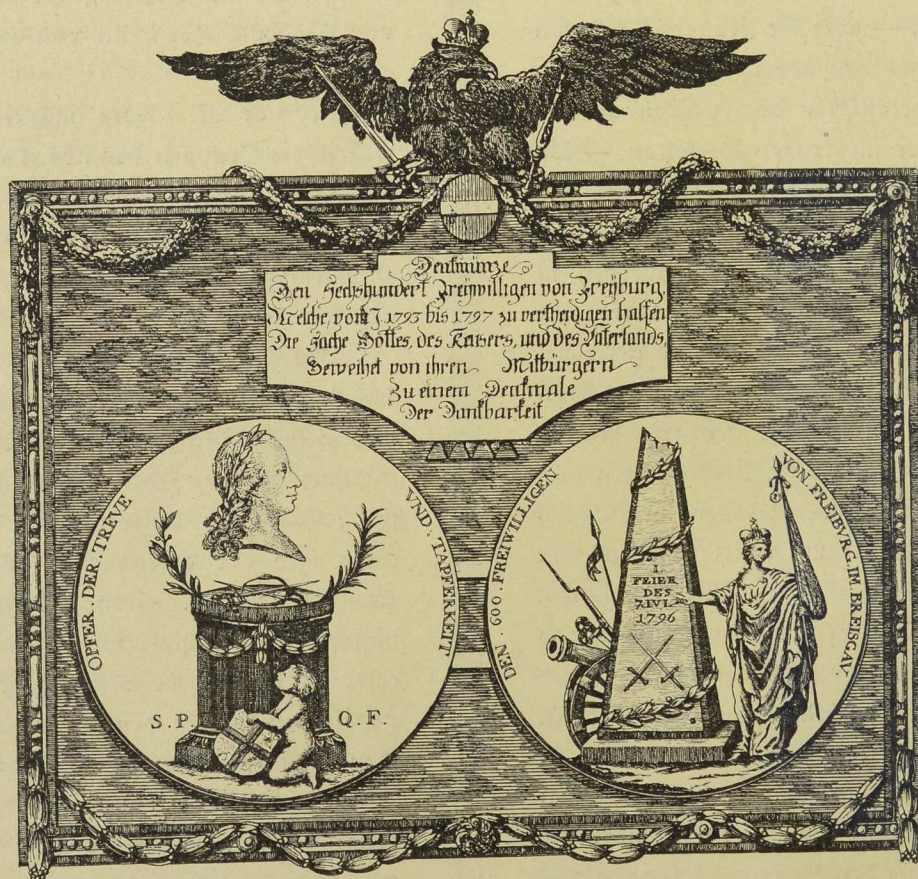
vom 14./15. besetzen sie Ettenheim und Offenburg, um etliche Franzosen, die während der Revolution sich dahin geflüchtet hatten, gefangen zu nehmen. Unter denen war auch der Herzog von Enghien, den sie nach kurzer Zeit — grausam ermordeten.

1805.

In diesem Frühjahr wurde die Darstellung des Abendmahles an der Nordseite des Münsters in Stein von dem Freiburger Maler und Bildhauer Xaver Hauser hergestellt. Das Allerheiligste wurde zum ersten Male am Gründonnerstage reponiert. Den Christus auf dem Ölberg malte der Freiburger Maler Joseph Hermann. Fabrikprokurator war Joseph Schwarz. Die Buchstaben F. C. W. bedeuten Franz Konrad Weber, der ehemals Fabrikprokurator gewesen und der sein Vermögen zum größten Teile dem Kirchenfonds geschenkt hatte.

* * *

Am 26. August verläßt Galura Freiburg, nachdem er die letzten Monate nur noch die Themata und Dispositionen seiner Sonn- und Feiertagspredigten verzeichnet hatte. Seine Nachfolger unterließen die Führung eines Tagebuchs.



Die letzten Herren der Wilden Schneeburg und ihre Sippe

Eine Heimatgeschichtliche kritische Studie
von Prof. Dr. h. c. Fritz Geiges.



In seiner zweibändigen Geschichte der Stadt Freiburg i. Br. widmet Jos. Bader dem Geschlechte der „Snewelin“ einen besonderen, sieben Seiten umfassenden Abschnitt. Nach wenigen einleitenden Worten über die alten Freiburger Geschlechter im allgemeinen und die als Typ derselben charakterisierten Snewelin im besonderen, berührt er in Kürze deren Besitzverhältnisse, nennt die Namen der vermeintlichen Verzweigungen des weitausgebreiteten Geschlechtes — Angaben, die nicht ganz übereinstimmen mit den in vorangegangenen Kapiteln gebotenen — und gedenkt sodann mit einigen Hinweisen der Verdienste, die sie sich um ihre Vaterstadt erworben, nachdrücklich aber auch ihres übermütigen, gewalttätigen, zügellosen Treibens, was er in dem Urteil zusammenfaßt, daß sie die „bösesten Buben“ des ganzen Breisgauer Adels geliefert.

Gleichsam als anschauliche Illustration zu diesem Diktum wendet er sich dann einer Schilderung der am Hofstaden hinter Oberried gelegenen sog. wilden Schneeburg und ihrer Besitzer aus dem „Kolmannischen Zweige der Familie“ zu, die den Hauptinhalt des Kapitels umfaßt.

Die Darstellung ist in der Hauptsache offenkundig ausschließlich aus Dokumenten geschöpft, die bereits durch H. Schreiber in dessen 1828 erschienenem Freiburger Urkundenbuch veröffentlicht wurden. Was dieser uns auf Grund der-

selben in seiner drei Jahrzehnte später herausgegebenen Stadtgeschichte in Kürze berichtet, entspricht nicht ganz dem urkundlichen Bilde. Das muß aber auch von dessen Wiedergabe durch Bader gesagt werden: diese ist nicht nur von verschiedenen unzutreffenden Angaben durchsetzt, sondern vor allem auch nicht völlig objektiv. Die Tendenz, das den Snewelin ausgestellte abfällige Leumundszeugnis durch ein möglichst drastisches Beispiel zu belegen, ist unverkennbar, sowohl in der Art, wie einzelne Lücken aus der Phantasie ergänzt sind, als auch in der Verschweigung oder wenigstens Abschwächung bedeutsamer Bekundungen.

Das ausgebreitere Sündenregister beginnt mit der Mitteilung, daß schon 1302, nachdem die wilde Schneeburg nicht lange zuvor in den Besitz des Kolmannischen Zweiges der Familie übergegangen, zwei Bürger von Offenburg und Gengenbach abgefangen und auf der Feste eingekerkert worden waren. Ob diese damals tatsächlich schon im Besitz der Kolman war, steht dahin. Die Urfehde, welche beide Städte am 28. April gedachten Jahres für sich und die Thron dem die Freilassung der Gefangenen vermitteln den Freiburg ausstellten, läßt das nicht erkennen, und ein anderes Dokument über den Vorgang existiert nicht. Die Vermittelung der Stadt läßt aber auch nicht gerade auf ein feindseliges Verhältnis derselben zu den ungenannten Tätern schließen, und da wir andererseits später erfahren, daß die



Edelknechte Heinrich (Henzi) und Wilhelm Kolman seit den Tagen, da sie offenbar in noch jugendlichem Alter die Burg erwarben, in steter Fehde mit ihrer Vaterstadt und deren Bundesgenossen lagen, so wird man sich füglich fragen dürfen, ob die Gewalttat tatsächlich auf das Konto des Brüderpaares zu buchen ist und nicht vielmehr auf dasjenige der Vorbesitzer der Burg. Das gelangt übrigens in dem Abschnitt, der von den Fehden und Kriegen der Stadt handelt, mittelbar auch in den Ausführungen Baders zum Ausdruck.

Über die Ursache der andauernden Spenne werden wir nicht unterrichtet. Solche Dinge waren damals an der Tagesordnung. In einer verwilderten Zeit, da man allseits leicht geneigt war, die Durchsetzung wirklich oder vermeintlich berechtigter Ansprüche kurzerhand der eigenen bewehrten Faust anzuvertrauen, war an Anlaß zu gegenseitiger Gewalttat kein Mangel, und die Städter stunden darin nicht zurück.

Die durch eine unterm 20. Dezember 1312 vollzogene Seelgerettstiftung ausgeglichene Schädigung, welche das Freiburger Heiliggeistspital zu Neuershausen durch Wilhelm Kolman erfuhr, war jedenfalls nur eine minder belangreiche Episode im Verlaufe der andauernden Händel, die schließlich allerdings ernst genug gewesen sein mögen und das Brüderpaar offenbar nicht auf sich allein gestellt ließen, da sonst die Stadt sich kaum veranlaßt gesehen hätte, eine Reihe hoher Herren als Bundesgenossen zu werben. Im Verlaufe dieser Händel war Heinrich, der anscheinend Ältere, in die Gewalt der Bürger gefallen, woraus ihn sein Bruder dadurch befreite, daß er seinerseits „Walthers syn von Brochein“ sowie „Liebekinden den juden“ wegging. Daß es gerade Freiburger Kaufleute waren, wie Bader meint, der auch den Vater Walther statt des nicht mit Namen bezeichneten Sohnes nennt, wird nicht gesagt. Da in dem Bündnis, das die Stadt unterm 24. September 1314 abschloß, unter dessen Druck schon zwei Wochen darauf eine Sühne zustande kam, auch Graf Konrad von Freiburg sowie zwei Herren von Üsenberg beteiligt sind, von welchen einer nach Ausweis einer Sühne von 1306 (Febr. 11) von „her Colman“, einem Ritter von Freiburg, gefangen gesetzt war, so darf man bei Walther

vielleicht an den Üsenberger Lehensträger dieses Namens denken, während es sich bei dem Juden um einen gräflichen Kammerknecht gehandelt haben wird, der allerdings gleich dem Sohne des ersteren auch Freiburger gewesen sein mag.

In dem Sühnebrief vom 5. Oktober 1314, der uns von diesem Vorgang Kenntnis gibt, geloben die Brüder Colman „den burgern vnd der gemeinde ze Friburg / vnd den iren / niemer leit noch schaden ze tünde mit worten noch mit werchen von dekeiner sache / so vnze her geschehen ist. . . .“ Er unterscheidet sich im übrigen von stets wiederkehrenden anderweiten Ausgleichen dieser Art im wesentlichen nur durch die ungewöhnlich hohe, entsprechende Rückschlüsse gestattende Buße von 1000 Mark Silbers, welche der Stadt bei „verffelicher“ Verletzung des Übereinkommens zu entrichten, wofür nicht weniger wie zwölf angesehene Bürger aus dem Kolmanschen Verwandtenkreise wie üblich durch Verpflichtung zum Einlager die Gewähr übernehmen, das sie in der „die Nüweburg“ genannten Vorstadt leisten sollten.

Wie sich die Dinge nach diesem Ausgleich weiter entwickelten, bei dem übrigens nicht, wie Bader angibt, „der beliebte Ritter Otto von Ampringen“, sondern der nicht minder angesehene „herzog von Velthein“ Obmann war, darüber berichtet Bader wie folgt:

„Dies Gelöbniß hielt Herr Wilhelm aber so schlecht“ — der übrigens nur Edelknecht und nicht „her“ war —, „daß er nach der Befreiung seines Bruders die Freiburger übermütig verspottete und von der wilden Schneburg aus ihre Leute und Güter neuerdings empfindlich schädigte.“ „Aber kaum sah der Wolf im Schafspelz den lieben Bruder wieder auf freien Füßen, so begann er weidlich, das hochmütige, üppige Bürgervolk zu verspotten und zu beschimpfen, und meinte nach damaliger Junkergesinnung, dasselbe müsse niedergebengt und vernichtet werden,“ so wird in einer späteren Abhandlung eingehender berichtet. Gedachten Orts aber heißt es dann weiter: „Da riß den Bürgern die Geduld; sie griffen zu den Waffen, zogen die Hilfe ihrer Bundesgenossen an sich und eilten hinauf ins Bruckachtal, um die verhasste Veste zu berennen und niederzuwerfen.“

„Es war im Frühlinge 1315. Nachdem ein Mann der geringen Besatzung durch die Würfe der Steinschleudern gefallen, gewannen die Freiburger das Räubernest, machten eine ziemliche Beute an Mehl, Wein, Harnischen und andern Gute, was sie nebst zwei Kühen und einem Maultier siegeslustig hinwegführten.“

„Damit aber nicht zufrieden, riß man das Kolmannische Haus in der Stadt (vor dem Predigertore) nieder, wie das Gesetz gegen treulose Bürger es erforderte, zerstörte die wilde Schneeburg und lichte oder verwüstete die dazugehörige Waldung.“

„Dieser Schlag machte das junkerliche Brüderpaar etwas kirre, sie gingen auf ein neues Schiedsgericht ein, dessen Obmann (wieder der Ritter von Ampringen), da die Schiedsleute nicht einig wurden, am 13. Juli 1315 allein das Urteil dahin abgab, daß aller bisherige Hader für immer abgetan sein, die Stadt den beiden Kolman das zerstörte Schloß mit seiner Zubehör aberkaufen und allen denselben zugesfügten Schaden (selbst den gefallenen Mann) nach unparteiischer Schätzung vergüten sollte.“

Aus welchen Quellen Bader seine Kenntnis über den unmittelbaren Anlaß zur Zerstörung der Burg sowie über die weiterhin damit verknüpften Geschehnisse geschöpft, vermochte ich nicht zu ermitteln. Sie dürfte teilweise einzig aus dem Borne seiner Phantasie geflossen sein.

Sicher ist vielmehr soviel, daß sich die Stadt durch ihren Gewaltakt, der anscheinend einer impulsiven Entschließung entsprang und wahrscheinlich in Abwesenheit der Burgherren erfolgte, ihrerseits in ein flagrantes Unrecht gesetzt hatte. Die aus unbekanntem und jedenfalls das Vorgehen der Stadt keineswegs rechtfertigendem Anlaß erfolgte Zerstörung der wilden Schneeburg hatte offenbar in Wirklichkeit die neue Fehde erst entfacht. Darüber lassen die beiden Breisacher Austragsurkunden von 1315, zumal die Entscheidung vom St. Margarethentag (damals in der Diözese Konstanz der 15. und nicht der 13. Juli, wie Schreiber und Bader angeben) keinen Zweifel, die, nachdem die Schiedsleute in ihren durch sechs Wochen hingezogenen Verhandlungen „miffehelle“ geworden, nunmehr, und nicht „wie-

der“, der neue Obmann Otto von Ampringen nach eigenem Ermessen allein traf. Das geht im Gegensatz zu der von Bader gegebenen Deutung eigentlich schon aus dem hervor, was er selbst über die der Stadt auferlegte Schadenersatzverpflichtung anführt. Viel prägnanter aber ist der Wortlaut der bezüglichen, im Freiburger Stadtarchiv erhaltenen Originalurkunde:

„. . . Dar nach spriche ich /“ — verkündet hier der Ritter Otto von Ampringen — „wand nieman den andern ane gerichte angriffen sol / so heisse ich die vorgebanten burger von Friburg / den vorgeschribenen Colmannen ir burg ze Sneberg die si gebrochen hant / iren walt / den si gewuestet hant / vnd was guotes die selben Colmanne mit der bürge kovsten / gelten alse ture alse es gekovfet wart. Vnd das die burger das selbe guot alles / wande si es geltent / gerrueweliche haben vnd besizzzen iemerme. Swas ovch an die burg gebuwen ist / sit si die Colmanne kovstent / dar vmbe sol ieweder teil zwene erbermanne kiesen / die den kosten in der kuntsami vf den eit eruaren / vnd den kosten sullen die burger von Friburg gelten alse ich sū heisse / nach der vierer rate. Was ovch der man der vf der burg ze Sneberg erworfen wart der Kolmanne eigen / so sullen inen die vorgebanten burger einen also guoten man wider an des stat geben / was er nüt ir eigen / so heisse ich die selben burger enheine beserunge vmbe den man tuon / wan des ieden man / sin consciencie vnderwiset. Swas ovch melwes / wines / harnesches / alder / dekeinre slachte guotes / vf der burg was / des tages / do si besessen wart / ane das der Colmanne gesinde / abe vertigetent / alder dekeinem weg ze nuzze kerte / alder vertet / dar vmbe sullen die vorgeschribenen teile / vier erbermanne kiesen / den dar vmbe aller kündigest si. Vnd swie ich nach der vierer bewisunge das selbe getregede heisse gelten / des sūln die burger gehorsam sin. Ich heisse ovch die selben burger / die meiden / zwo kveye / vnd den mvl / die sū ze Sneberg namen / wider geben ane vürzug / alder gelten obe sin üt verlorn ist / alse ich denne heisse. Vnd alles das ich da vor gesprochen han / über dü vor bescheidenen ding / die e nüt gerichtet waren / das spriche ich / vnd erteile / nach wiset lüte / weltlicher vnd geistlicher rate / an disem

gegenwertigem briene / vffen minen eit den ich dar vmb gesworn han. Vnd ze einem offnem verkünde / alles des / hie vor geschriben ist / so gibe ich Heinriche / vnd Willehelme den vorgeantten gebroderen / disen brief / besigelt / mit minem Ingesigele. . . .“

Schärfer hätte das den Geschädigten verbrieft Urteil gegen die Stadt kaum lauten können. Um die feindlichen Parteien ein für allemal auseinander zu bringen, wird der Stadt zwar der verwüstete Kolmannische Besitz am Hochfarren zugesprochen, aber sie muß ihn „überkaufen“ unter Einrechnung all der erweisbaren Aufwendungen, welche die Brüder, seit er ihr eigen, gemacht und zwar zu dem Preise, den der Schiedsman bestimmen wird. Und so soll sie nicht minder gleicherweise auch all den Schaden wieder gut machen, welchen sie den Brüdern an deren fahrender Habe zugefügt, durch Rückgabe des Geraubten oder volle Ausgleichung in Geld. Den erworbenen Mann allerdings nur dann, falls es ein Höriger war, der wie eine Sache behandelt wird, und darum durch einen gleichwertigen ersetzt werden soll. War es ein Freier, so wird den Bürgern keine Ersatzpflicht auferlegt, da eine Gewissenssache vorliege.

Für die Stadt ergab das sicher keine kleine Rechnung. Den Kolman ist dagegen keinerlei Buße auferlegt. Von den 1000 Mark Silbers, die sie bei böswilligem Verschulden verwirkt gehabt hätten, ist keinerlei Rede. Es ist offenbar, die Stadt hatte ihrerseits dadurch, daß sie gegenüber dem unbekanntem Verschulden des Gegenparts, ohne das Urteil der Schiedsrichter einzuholen, zur Selbsthilfe griff, den im Oktober 1314 abgeschlossenen Vergleich gebrochen. Die Bestimmung: „wand nieman den andern ane gerrihte angriffen sol“ besagt das deutlich. Indem Väter diese Urteilsbegründung verschwiegen, verwischte er in seiner Darstellung das scharfe Gepräge des wirklichen vollen Tatbestandes.

Eine eigentliche Versöhnung und Ausbesserung der auf beiden Seiten durch die andauernden gegenseitigen Schädigungen angesammelten Erbitterung konnte der gefällte Schiedspruch natürlich kaum bringen. Den zwangsweise ihres Besitzes entäußerten beiden Brüdern

vermochte auch die bestbemessene Ersatzleistung das Gefühl erlittener Vergewaltigung nicht zu unterdrücken, und zumal bei dem durch die Eintürmung mit besonders nachhaltigem Groll erfüllten Junker Heinrich machte sich der in seiner Seele fortglimmende Haß auch weiterhin in feindseligen Handlungen Luft, während deren erneutem Austrag er im Sommer 1317 aus dem Leben schied.

Aus den bezüglichen Dokumenten vom 13. Mai und 26. August dieses Jahres geht hervor, daß er beschuldigt war, den Bürgern ihr Vieh verbrannt zu haben, was er zwar „nüt enlovgente“, aber anscheinend „weder übellich noch freuellich“ getan haben wollte. Der weiteren Verzichtigung, einen der Ihren abgefangen und um 13 Brisger geschädigt zu haben, begegnete er mit dem Einwurf, „das er das teti vmb soliche sache, du e versünet vnd verrihtet was / e der brief gegeben wart, den die burger von ime vnd von Willehelme sinem bruoder hant“. Wie die Schiedsleute, nach dem schon vor letzterem Datum eingetretenen Ableben des Beschuldigten, schließlich zu Recht erkannten, erfahren wir nicht.

Aber auch die die Voraussetzung des Besitzüberganges bildende Schadensabfindung an den nach Kaisersberg im Elsaß übergesiedelten und hier zur Ritterwürde gelangten Bruder Wilhelm vollzog sich offenbar nicht gerade reibungslos. Infolgedessen kam der ganze Streit, trotz verschiedener im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte von diesem und seinen drei Söhnen unter gleich erorbitanter Buße bei freventlichem Friedbruch beschworener Urfehden, erst unterm 15. Dezember des Jahres 1355 zum endgültigen Abschluß.

In diesem zu Freiburg vollzogenen endlichen Austrag des langwierigen Handels, dessen Beurkundung auf Bitten Wilhelms auch die Grafen Friedrich und dessen Bruder Egon von Freiburg vermutlich als Lehensherren mitbesiegelten, bekundet dieser, daß er „vmb alli dinge“ mit den Bürgern „lieplich vnd guotlich verrihtet vnd versünet“ sei, an sein und seines Bruders seligen statt, aber auch von seines „vatter seligen wegen / oder von des huses wegen / das er hatte zuo sriburg vor der Bredier tor“, und „von inen geweret“ sei um alles dessen, „so si vns ie schuldig wurden“.

Wann und in welchem Zusammenhang sich die Zerstörung des väterlichen Hauses vollzog, wissen wir nicht. Nachdem derselben in dem Schiedspruch des Otto von Ampringen nicht gedacht wird, steht, entgegen der Annahme Baders, vielmehr zu vermuten, daß es sich „vmb e soliche sache / dü e versünet vnd verrihtet was“, handelt. Zu dieser Auffassung gelangte auch Schreiber.

Die Verfassung bestimmt, daß, wer nicht erscheint, wenn ihn die Glocke wegen „blütigem slag“ vor Gericht ruft, „. . . er si bürger oder gast / dem wirt die stat mit rechter vtheilde widerteilt / vnd also swie er darnah kومت in die stat / ist der tot den er wundete / ez gat im an das hovbet. Genist er / dü hant hat er verlorn / vnd ist er ein bürger / so sol man ime sin hov / da er bürger an ist / nider slahen / vnd sol das ligen vngewwen als da vor ist geschriben.“ Das ist auf Jahr und Tag. Wenn aber das Jahr abgelaufen, „so sülñ ez sin erben wider bwen / ob si went / vnd sülñ ez denne han.“

Unterm 14. Oktober 1317 — also nach dem kinderlosen Ableben Heinrich Kolmans — verkaufte dessen Bruder die „hoffstat die gelegen ist ze Sriburg vor der Breidiger tor nebet Pfaffenberg dem wagener“ im Einverständnis mit seiner dem Namen nach nicht bekannten Ehefrau um 6 Mark Silbers Freiburger Gewäges an das Heiliggeistspital, das sie zu seiner benachbarten Mühle zog und anscheinend auch weiterhin unbebaut ließ.

Es ist vielleicht nicht nur zufällig, daß die einer Ortsangabe ermangelnde, von „Wilhelm Kolman“ besiegelte Verkaufsurkunde — wie nach der ungewohnten Schreibweise „Breidiger tor“ und übrigens auch nach dem Duktus der Handschrift zu vermuten — nicht in Freiburg ausgefertigt wurde, und da auch die Freiburger keinen hiengen, „sie hätten ihn denn zuvor“, so würde man, weil es dem Verkäufer wegen der gedachten Delikte weder an das Haupt noch an die Hand gegangen, vielleicht noch nicht folgern können, daß er auch nicht mit einer entsprechenden Tat belastet war, wenn nicht anderseits die den Bürgern auch nach dieser Hinsicht auferlegte Schadensersatzpflicht — denn eine solche spricht doch wohl aus dem letzten Ausgleich von 1355 — erkennen ließe, daß sie sich auch bei der zu vermutenden Zerstörung des väter-

lichen Hauses nicht auf völlig gesichertem Rechtsboden bewegten.

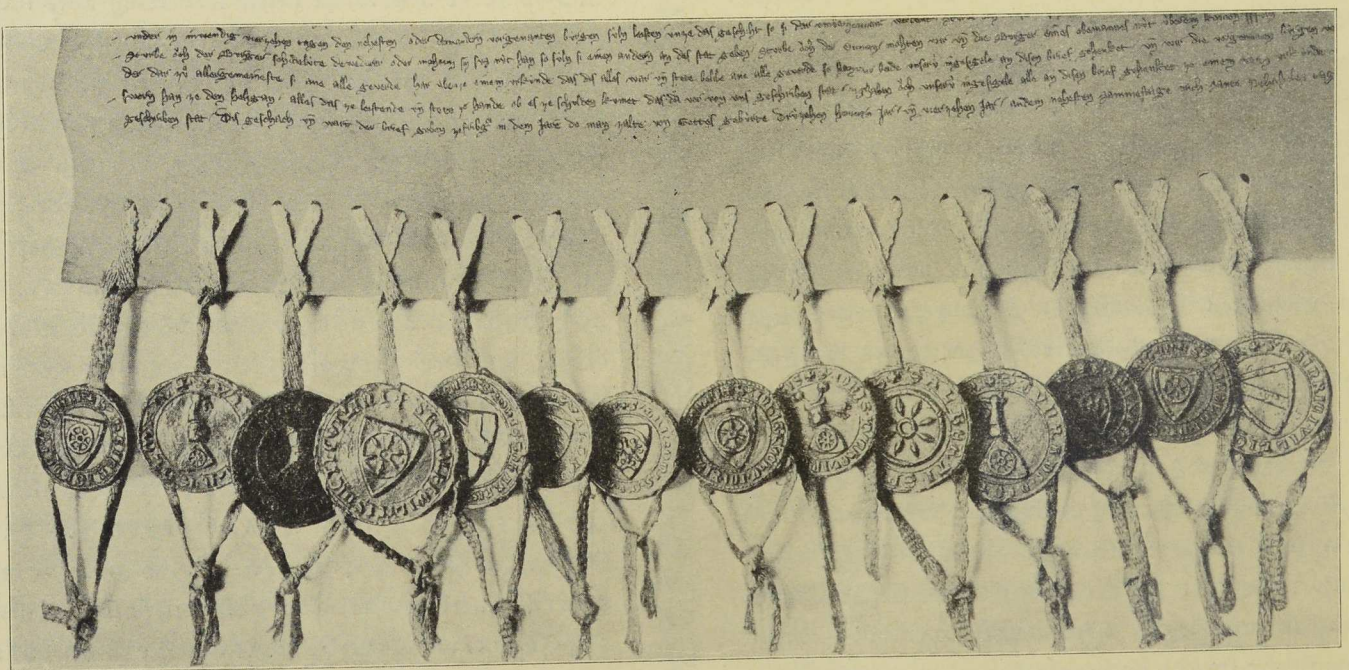
Vierzig volle Jahre hatte sich die Beilegung des Streitfalles hingezogen, immerhin eine beachtenswerte Leistung auch für die fragliche Zeit, in der schier endloses Prozessieren gerade keine ungewöhnliche Erscheinung war. „So zäh in seiner Verbissenheit war dieser Schnevelin'sche Kopf“, bemerkt Bader dazu. Unter derselben Tendenz hat er uns dasselbe heimische Geschichtsbild, im einzelnen variiert, anderweit wiederholt schon früher vorgeführt und im wesentlichen gleichlautend und kaum nennenswert gedrängter, bereits auch in einem vorangehenden, „die Fehden und Kriege der Stadt“ behandelnden Kapitel der Stadtgeschichte dargestellt, mit dem einzigen Unterschied, daß sich der zähe und verbissene Snewlinsche Kopf schon 1332, also volle 23 Jahre früher zufrieden gab. Hier liegt ein kleiner Lapsus memoriae des damals schon bejahrten, verdienten heimatgeschichtlichen Forschers vor. Jedoch die Hauptsache: In dem von ihm gedachten Sinne erweist sich seine Darstellung als ein Trugbild. Auch von den Snewlin von Freiburg kann, Schillers Worte variiierend, gesagt werden: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte. — Sie waren Kinder ihrer Zeit, nicht besser und wohl auch nicht schlechter als die meisten andern gleichen Standes und gleicher Macht. Die ihnen vergleichbaren Zorn von Straßburg und die Overstolz von Köln verrieten schon im Namen ihres Wesens Art. Aber was immer auch einzelne Glieder der großen und mächtigen Snewlinschen Sippe an wohlbezeugten Untaten auf dem Kerbholz haben mögen, das, was Bader und andere bisher von der Verworfenheit genannter Herren der wilden Schneeburg zu berichten wußten, mag man dafür in den nicht lückenlosen urkundlichen Zeugnissen eine Bestätigung erkennen oder nicht, zur Zeichnung des Charakterbildes der Snewlin läßt es sich jedenfalls nicht bewerten, und zwar aus dem einfachen, unanfechtbaren Grund, weil die Kolman eben überhaupt gar keine Snewlin waren, die Brüder Heinrich und Wilhelm so wenig wie alle andern.

Darüber hätte für Wader keinerlei Zweifel bestehen können, wenn er von den verschiedenen im Stadtrarchiv verwahrten Sühnebriefen auch nur den einen vom 5. Oktober 1314, statt nur in der Schreiberschen Veröffentlichung, im Original zu Rate gezogen haben würde. Ist doch unter dessen 14 anhängenden wohl erhaltenen Siegeln, unter deren Inhabern vier Kolman erscheinen, kein einziges Wappenbild, das auf das untrügliche Zeichen Snewlinscher Familiengemeinschaft gedeutet werden könnte: den einfachen in Gold und Grün geteilten Schild. Das Wappenbild der vier auftretenden Kolman ist vielmehr ausnahmslos ein teils sechs-, teils achtspeichiges Wagenrad im gerandeten Schilde, und auch von den übrigen zehn Siegeln aus deren Sippenkreis sind nicht weniger wie fünf den zahlreichen Freiburger Wappengenossen mit dem Rade angehörig.

Eine ausreichende Orientierung hätte in dieser Richtung übrigens auch schon ein Blick in die von Schreiber beigegebenen Siegeltafeln gewähren können. Gewiß, auch bei Stammesgenossen konnte ein Wappenwechsel eintreten, und die Wappenverschiedenheit ist somit noch kein untrüglicher Beweis gegen die Familiengemeinschaft. Ein nabeliegenderes Beispiel bietet uns die Wappen-

änderung der Grafen von Urach infolge des Zähringischen Erbanfalles, wobei das von letzterem berührte Glied und dessen Deszendenten sich ein aus Teilen des angestammten Wappens und desjenigen des Erblassers zusammengesetztes neues schufen. Und auf die gleiche, in ihren Ursachen allerdings nicht immer nachweisbare Erscheinung stoßen wir auch bei den Freiburger Geschlechtern, und zwar ebenso bei den ritterbürtigen wie bei den bürgerlichen. Bezüglich der Snewlinschen Sippe haben wir jedoch in einem Fideikommißvertrag vom 29. Dezember 1329 einen deren Wappengemeinschaft unmittelbar bestätigendes urkundliches Zeugnis, falls es eines solchen überhaupt bedürfte, denn hier wird gesagt, daß das Erbrecht an dem verzeichneten Besitze den nächsten Gliedern des Verwandtenkreises zustehen solle, „die Snewelin nammen hant vnd die Snewelin wafen (Wappen) von geslechte füren“.

Die geschilderten Vorgänge konnten jedoch bei einiger Überlegung auch an sich schon durch die Nennung der beiderseitigen Schiedsrichter erkennen lassen, daß wir in den Kolman keine Snewlin vor uns haben. Während erstere nämlich außer Wappenverwandten nur durch Elsfässer Freunde vertreten sind (die Ritter „Heinrich Spörlin“, den in Breisach ansässigen „Heinrich



Bestiegelung des Sühnebriefes vom 5. Oktober 1314.

1. „Senzi Colman“; 2. „Willeheln Colman“; 3. „her Gregori von Valkenstein ritter“; 4. „her Egenolf Rükelin ritter“; 5. „her Johannes Böhart ritter“;
6. „Walthar von Valkenstein hern Abrehtes seligen son“; 7. „Lanze von Valkenstein“; 8. „Johannes Rükeli hern Egenolfes son“; 9. „Johannes Rükeli der üger“; 10. „Abreht Spörlin“; 11. „Ewrat Colman“; 12. „Johannes Colman sin brooder“; 13. „Clawes von Tüfelingen“; 14. „Senzi Meigernesse“.

von Wolfenhein“, „Evonrat von Könshein“ und „Wolvan von Sigolzhein“, sowie „Hessen von Könshein“, einen Edelknecht „von Kolmer“, ist auf der andern Seite stets einer der beiden Schiedsleute ein Snewlin; bei dem wichtigen Austrag von 1315, den Otto von Ampringen als Obmann entschied, da die beiderseitigen Vertreter sich nicht einigen konnten, hatte die Stadt als Männer ihres Vertrauens sogar gleich deren zwei bestellt, nämlich den Bürgermeister „Snewelin in dem hove“ und den Schultheißen „Berntapen Snewelin“. Sicherlich würde sie die Wahrung ihrer Interessen in solchem Falle nicht in deren Hände gelegt haben, wenn die Gegner derselben Sippe angehört hätten.

Es ist eben immer und immer wieder ein und dieselbe Erscheinung. Einmal durch den St. Blasianer Kapitular Fr. K. Kreuter, den Urheber der Pseudoschnewlin, in die Literatur eingeführt, dann kritiklos von Kolb, Schreiber, Troulliat, Dambacher, Münch usw. und als einem der ersten in dieser Reihe schon früher auch von Bader übernommen, hatten sich die „Kolmann-Schnewlin“ eben als Requisite heimischer Geschichtsklitterung derart eingebürgert, daß die Frage ihrer Echtheit aufzuwerfen kein Anlaß vorzuliegen schien, für Bader zu allerletzt, nachdem er bei denselben alle die von ihm mit Vorliebe des öfteren betonten, typischen Eigenschaften des seiner Meinung nach semitischer Wurzel entsprossenen Snewlinschen Stammes in einer so scharf ausgeprägten, als bestes Schulbeispiel dienlichen Entwicklung zu finden glaubte.

Auch Kreuter begründet seine „Schnewlin von Kollmann“ unter Verweisung auf dasselbe, später durch Schreiber veröffentlichte urkundliche Material über die wilde Schneeburg.

Daß die derart entstandene irrige Vorstellung zugleich eine weitere Stütze fand durch die im Nekrologium von Günterstal für den 21. Juli, bzw. den 24. November als verstorben verzeichneten „Elisabeth“ und „Margaretha Sneweli dicta Kolmennin“, welche derselben falschen Deutung unterliegen konnten, wie die an gleicher Stelle vermerkte „Margaretha Snewlin dicta Wiswil“ — Frauen, bei welchen in

Wirklichkeit „Sneweli“ den Mädchennamen (geb. Snewlin) bezeichnet, wird man schon daraus folgern dürfen, daß ja die gleichfalls von Kreuter eingebürgerten und seltsamerweise auch noch von Socin übernommenen „Schnewelin von Wiswil“ überhaupt keine andere Grundlage haben, als die mißverständene Anniversarnotiz. Dagegen glaubt Kandler von Knobloch annehmen zu dürfen, daß Bader in erster Linie durch den um die Mitte des 14. Jahrhunderts mehrfach urkundenden Freiburger Edelknecht „Snewelin Colman“ verführt wurde, dessen Siegel mit der etwas beschädigten Legende „+ S. SNEWELINI. DCI. [KOLM]AN.“ einer im 13. Bande (1861) der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins durch Dambacher veröffentlichten Urkunde von 1351 (Febr. 26) anhängt. Wie dem auch sei, auch in diesem Falle hätte ihn das Kolmansche Radwappen des gedachten Orts beschriebenen Siegelbildes aufklären müssen, wenn — nun wenn ihn nicht, was mir wahrscheinlicher dünkt, die längst vorgefaßte Meinung zu einer gleich einfachen Lösung des Problems geführt hätte wie Dambacher, der den Snewelin Colman, welchem sein Taufname nach bekanntem Brauch durch die Mutter (vorgenannte Elisabeth) geworden, im Index kurzer Hand zu einem „Colman (Snewelin)“ umschuf, eine Methode, durch welche sich ja auch Poinsignon in ähnlich gelagerten Fällen über jegliches Kopfzerbrechen hinwegfand.

Anderseits war meines Wissens Poinsignon der erste, der ernsteren Zweifeln an der Existenzberechtigung der „Kolmann-Schnewlin“ zutreffend begründeten Ausdruck lieh. Den eingelebten Anschauungen gegenüber zu einem schlüssigen Urteil zu gelangen, wagte aber auch er zunächst nicht. In seiner 1887 in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins veröffentlichten wertvollen Untersuchung über die Ödungen im Breisgau schreibt er nämlich unter „Wilde Schneeburg“:

„Über das Verhältnis der Colman zu den Schnewlin bin ich noch nicht aufgeklärt. Bekanntlich zählt man die Colman zum großen Stamm der Schnewlin, allein beide Familien führen ganz verschiedene Wappen.“

Über den dadurch angeregten Zweifel kam auch der Bearbeiter des Inhaltsverzeichnisses zu

Band I bis 27 des Freiburger Diözesanarchivs noch nicht hinaus. Er begnügte sich mit Beisetzung eines Fragezeichens.

Erst die ein Jahr später (1903) erschienene 5. Lieferung des 2. Bandes vom Oberbadischen Geschlechterbuch brachte mit dem Artikel „Kolmann“ eine klare Auffassung der tatsächlichen Verhältnisse. Und die Wirkung? —

Das Jahr darauf schenkte uns die durch A. Krieger bearbeitete, wertvolle Veröffentlichung des ersten Bandes der zweiten, stark vermehrten Auflage des Topographischen Wörterbuches des Großherzogtums Baden und gleichzeitig den 6., den Landkreis Freiburg behandelnden Band der Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, zwei Handbücher, die mindestens gerade so vielfach zu Rate gezogen werden dürften wie das Geschlechterbuch. Und welche Aufschlüsse geben sie uns zu der aufgeworfenen Frage? In ersterem Werke stehen die „Kolman Schnewl“ gerade so frisch und fröhlich wie zuvor in der Reihe der Snewlinschen Linien mit folgender, hier unter Weglassung der Signaturvermerke wiedergegebener urkundlicher Namens- und Datenauslese:

„C. Cholmannus (dictus Cholman) miles de Friburch 1252. — Cuonrat Kolman ritter 1278, 1281.

Heinrich Colman und Willeheim sin bruoder 1314.
Snewelin Colman edelknecht 1351.“

Also auch da wieder die immer noch nicht überwundene Verkennung, daß „Snewlin“ hier Tauf- und nicht Familienname ist, worüber doch schon die auffallende Einzelercheinung hätte aufklären müssen.

Und dann Band 6 der Kunstdenkmäler, leider in mehr als einer Hinsicht nicht der einwandfreieste der bis jetzt erschienenen Serie. Die für die wilde Schneeburg angeführten Daten und Zitate sind zum Teil falsch, zum Teil gar nicht auf diese beziehbar. Unter „Nachträge und Berichtigungen“ wird uns aber durch M. Wingenroth die Belehrung:

„Zur wilden Schneeburg und ihren Besitzern ist zu bemerken, daß diese wohl nur eine Linie der Snewlin waren, von denen die Burg gegründet worden.“

Man sieht, der Geist dieser Pseudo-Snewlin wurde durch die Feststellung Kindlers von Knobloch noch nicht völlig gebannt, und so kann es denn auch nicht überraschen, daß diese Spukgestalten ebenso, wenn auch etwas zaghafter, in der gleichzeitig veröffentlichten Abhandlung von Fr. Pfaff, „Die Schneeburgen im Breisgau und die Snewlin“, umgehen, hier wie anderwärts in Gesellschaft gleichwertiger historischer Scheinwesen, was übrigens an dieser Stelle insofern nichts Befremdendes hat, als ausschließlich nur die ausnahmslos getrübbten literarischen Quellen zu Rate gezogen wurden. „Sie“ — die wilde Schneeburg —, so lesen wir da, „gehörte damals den Kolman von Freiburg, die vielleicht desselben Stammes waren, wie die ausgebreitete Sippe der Snewlin von Freiburg“.

Selbst der nur scheinbar urkundlich belegte Hinweis P. P. Alberts in dessen auch sonst einiger Berichtigung bedürftigen Abhandlung über die Schneeburg auf dem Schienberg, daß die Snewlin 1311 wohl „als Ganerben“ auf der wilden Schneeburg saßen, also zu einer Zeit, da diese nachweisbar im alleinigen, erkauften Besitz der Gebrüder Kolman war, ist nur aus der gleichen Unsicherheit über die Beantwortung der einschlägigen, genealogischen Frage zu verstehen, durch die sich auch Poinssignon zu der gleichen irrigen Meinung verführen ließ. Eine Urkunde von 1311 oder irgend welche andere, aus der eine solche Ganerbenschaft abgeleitet werden könnte, dürfte kaum beibringbar sein.

Der sich in alledem äußernde suggestive Einfluß einer gutgläubig immer und immer wiederholten Behauptung hat übrigens in etwas auch auf die Arbeit Kindlers von Knobloch abgefärbt. Gleich im zweiten Satze des Artikels über die „Kolman“ heißt es nämlich einleitend:

„Sie waren fast seit ihrem ersten Auftreten in steter Fehde mit ihrer Vaterstadt, aus deren Rate sie schon 1300 sammt ihren Kindern für immer ausgeschlossen wurden, bis sie endlich gewaltsam aus der Heimat vertrieben wurden.“

Mit der durch das eingeschobene „fast“ nur wenig eingeschränkten Verallgemeinerung eines zeitlich und noch mehr persönlich begrenzten Vorganges, nämlich der Aufbausung des Strei-

res der Stadt mit dem Kolmanschen Brüderpaar zu einem „steten“ mit deren ganzer Familie, wird eine ebenso unbewiesene wie unbeweisbare Behauptung aufgestellt, die offenbar aus den Vorstellungen des Baderschen Gedankenkreises genährt ist. Dadurch wird aber auch schon die damit in einem Atemzug genannte Tatsache der Ratsverweisung in ein falsches Licht gerückt und ihr für den Unkundigen eine Bedeutung gegeben, die ihr keineswegs zukommt.

Sehen wir, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen.

Mit „C. dictus Cholman“ ist für 1245 (Juli 25) der Name, soweit bis jetzt bekannt, erstmals belegt. Das Auftreten der Familie in Freiburg ist jedoch schon sieben Jahre früher mit „Chuonradus Bückenrüte“ nachgewiesen, der als letzter unter 18 Zeugen in einer die Berufung des Predigerordens betreffenden Urkunde erscheint. Seine Familienzugehörigkeit ist uns mit der für 1256 und 1258 (Jan. 10) belegten Nennung „C. Cholmannus et C. Buochenrüti, fratres“ bekundet. Wenn man nun auch die Niederlassung des Bruderpaars füglich über den Ausgang des ersten Drittels des 13. Jahrhunderts zurückdatieren darf: daß von den verschiedenen Wappengenossen mit dem Rad im gerandeten Schilde, von welchem nur die von Tüßlingen schon im 12. Jahrhundert bezeugt sind, sich auch die Kolman schon so frühe in Freiburg eingefunden und gar zu „den ersten Mitarbeitern des Gründers der Stadt“ gezählt werden dürfen, ist nicht wahrscheinlich. Die Tatsache, daß ihre ältesten nachweisbaren Seßhäuser vor den Mauern der alten Stadt lagen, zwei vor dem Predigertor, das dritte sogar an der äußeren Grenze der westlichen Vorstadt, also selbst außerhalb derjenigen des ursprünglichen Stadtgebiets, spricht entschieden dagegen. Von einem der beiden ersteren haben wir bereits gehört; von dem andern gibt uns eine noch zu berührende Urkunde von 1320 Kenntnis. Über die Lage des dritten unterrichtet uns erstmals die durch den Grafen mitbestiegelte Ratsverfügung vom 14. November 1288, welche bestimmt, wie es mit den aus der Stadt Verwiesenen zu halten. Hier ist bei Benennung der Grenze „alse des rates gewalt gat“, die zu überschreiten verboten, auch „das dor bi Johans

Buggenrutes hou“ angeführt, das, 1297 als „her Buggenrütis tor“ bezeichnet, diesen Namen dauernd behielt.

Im urkundlichen Bild der Stadtgeschichte verschwindet das nicht sehr ausgebreitete Kolmannsche Geschlecht allerdings schon bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. In den Herrschaftsrechtsregistern begegnen wir demselben jedoch noch bis zum Ausgange des folgenden.

Scheidet man die letzteren Belege auch gänzlich aus, so umfaßt sein sicher nachweisbarer Aufenthalt immer noch weit über ein Säkulum, vier namentlich feststellbare Generationen einschließend. Während höchstens zwei Dezennien etwa dieses Abschnittes, das ist vollgerechnet ein Sechstel des ganzen Zeitraumes, sehen wir zwei Glieder der Familie einer und derselben Generation mit ihrer Vaterstadt, aus deren Mauern sie verzogen, in Fehde verwickelt, ein Vorgang, der, nebenbei bemerkt, keineswegs vereinzelt dasteht und nach vollzogenem Ausgleich, bei allem nachhaltigen Groll, noch nicht unbedingt eine Stadtverweisung zur Folge haben mußte. Aus dem, was bekannt, kann auf eine solche jedenfalls noch nicht geschlossen werden, wenn aus der nachherigen völligen Abwanderung Wilhelms auch vermutet werden darf, daß seines Bleibens kein Raum mehr war, zumal nach der Zerstörung des väterlichen Hauses.

Oder sollte doch auch andern, nicht unmittelbar von dem Zwiespalt berührten Gliedern der Familie in ihrer Heimat der Boden unter den Füßen zu heiß geworden sein? — „Wir / graue Conrat / herre ze Friburg / von kont . . . das Conrat Colman vnser man / vor vns gieng vnd vns vf gab allü dü lehen / dü er von vns ze lehene het / in dem banne ze Herdern / vnd vns bat / das wir dü selben lehen lühent hern Snewelin Berrnappen / dem schultheissen ze Friburg / vnd Snewelin / hern Johannes Snewelins seiligen sone / vnd luhent in ovch dü selben lehen / als er vns bat“ usw., besagt eine Urkunde von 1317 (Juli 26). Es handelt sich fraglos um den Schwager des an letzterer Stelle genannten Snewelin, des Stammherrn der Snewli von Wisneck. Dieser Verdacht wird jedoch dadurch entkräftet, daß noch 1320 (Jan. 30) die Mutter

dieses Conrat Colman „fro Berhte Colmennin / ein burgerin von Friburg / vnd irü kint Johannes vnd Niclawes burger von Friburg / kamen ze Friburg in das Rathus vür die Drizehne“, um ein Übergabsübereinkommen bezüglich der Burg Dachswangen bei Gottenheim zu treffen, wobei dem jüngsten der Söhne das der Mutter gehörige und dieser zu lebenslänglicher Benützung gewährleistete „howe gesessede vor der Predier tor, dem man spricht hern Colmannes hof“, zuviel. Liegt nichts vor, woraus eine gewaltsame Austreibung eines der übrigen Sippenglieder gefolgert werden könnte, so ist aus dem Gesagten ebensowenig abzuleiten, daß die Kolman „fast seit ihrem ersten Auftreten in steter Fehde mit ihrer Vaterstadt gelegen“. Dem entgegenstehende Feststellungen bieten aber auch die im Geschlechterbuch aufgeführten Daten nicht.

Und was nun die Ausschließung aller Kolman aus dem Rat ihrer Vaterstadt schon 1300 und zwar „für immer“ betrifft, so besagt das noch nicht zugleich eine Stadtverweisung, und auch in ihrem eigentlichen Sinne darf die Bedeutung einer solchen Verfügung keineswegs überschätzt werden. Derartige Ratsbeschlüsse wurden damals ebenso oft gefaßt wie unbeachtet gelassen.

Die „offene vrkunde“, welche uns über den Ausschluß unterrichtet, ist datiert vom 11. Juni 1356 und nennt in drei getrennten Gruppen die Namen der in den Jahren 1300, 1338 und 1348 davon Betroffenen. Abgesehen von dem Hinweise, daß es geschehen „von redelicher sachen wegen / die si wider vns den rate / vnd ovch die stat zuo Friburg getan hant“, enthält sie jedoch keinerlei weitere Angabe über die eigentlichen unmittelbaren Anlässe. Es muß sich also durchweg um Vorgänge gehandelt haben, die in lebendiger Erinnerung waren. Aus der letzten Namensreihe läßt sich jedoch folgern, daß der verschärfte Zwiespalt, welcher durch die wüsten Judenbrände und deren Folgewirkungen in die Bürgerschaft getragen wurde, den Rat zu dem Schritt bestimmt hatte, gleichzeitig auch die früheren Beschlüsse dieser Art in warnende Erinnerung zu bringen. Die Maßnahmen gegen die aufrührerischen Zettelungen, von welchen 1338 außer den eigentlichen Urhebern eine Anzahl Handwerker und deren Nachkommen

betroffen wurden, klingen in einem Ratsbeschlusse vom 4. Dezember des folgenden Jahres nach, dahin lautend: „Wer in deheine wise an vnser stat ze Friburg / oder an derselben stette ere / friheit / oder reht ratet / das dem rat ze Friburg kuntlich wirt / oder dar vf gat / das er deheine grosse missehellvngge oder widerparten in der stat mache / da das ovch dem rat kuntlich wirt / das der rat vnd die bvrger gemeinlich ze Friburg serzent vf des lip von erste / vnd dar nach vf sin gvot.“

Über die eigentlichen Vorgänge von 1338 gibt uns des näheren eine Stelle in einem späteren um 1350 entstandenen Verzeichnis der in Friburg rechtlos Gewordenen Aufschluß, die besagt: „Der Kempfe vnd der Stecher“ / — der eine aus dem Geschlechte derer von Munzingen, der andere ein Friburger Tuchhändler und zugleich Lehensmann des Grafen — „hant getriben / vnd geworben an grave Fridrichen von Friburg / das der rat ze Friburg ermurdet solte sin / vnd der stette vnd des rates brieft vnd friheit genommen vnd entwerte sollten sin / vnd het dis der rat kuntlich ervaren / das enkein lougenen darnach gat. Harumbe sint si rehtelos gemachet ze Friburg / vmbe die grossen missetat vnd vnsvuoge so si getan hant.“

Hier lag somit ein Delikt vor, auf das nicht nur Ausschließung aus dem Rat gesetzt war. Was dagegen im Jahr 1300 in der durch äußere und innere Wirren zerrissenen Bürgerschaft dazu führte, zwölf Geschlechter, darunter neben den „Colmannen“ auch solche aus dem Kreise der in dem Sühneabkommen von 1314 als Bürgen verzeichneten weiteren Sippengenossen, nämlich „der alt Meygerniesse sin süne, vnd irü kint“, „her Egenolf Rüheli“ und „alle Spörlin“ (von Krozingen) „vnd dirre aller kinde / vnd gemeinlich alle die da bi waren“, für alle Zeit vom Rat auszuschließen, ist nicht bekannt.

Wie es jedoch damit in Wirklichkeit gehalten wurde, darüber gewähren uns schon die in der Aufstellung für das Jahr 1300 an erster Stelle Genannten einen ausreichenden Aufschluß. Es sind das „Cuonrat Snewli zer obern linden vnd sin süne / vnd irü kinde“. Dieser Konrad Snewli — nebenbei bemerkt ein Schwager des vorgenannten Kempfe — gibt sich als ein Mann zu erkennen,

der, damals noch in jungen Jahren, späterhin — wenn er vielleicht auch nie im Rat saß — durch lange Zeit als oberster Pfleger des Münsterbaues eines gewiß nicht minder ehrenvollen Vertrauensamtes waltete, während wir den ältesten seiner gleichfalls verfehmten Söhne wenige Jahrzehnte, nachdem der Rat für gut befunden, seine alten Dekrete nachdrücklich aufzufrischen, dessen Gericht vorsitzend und schließlich sogar als von der Gemeinde erkorenen Bürgermeister an deren Spitze sehen.

„Wande daz lebin der lüte kurze ist vnd ir gehügede zergänglich / da von spulgit man zeschribinne swas beschilt / dur das ez ewigelic belibe bi der gehügede / der die nu lebet vnd och der nahkomindon.“ So wird einleitend in dem ältesten deutschen Entwurf der Stadtrechte von 1275 gesagt. Aber auch das Aufschreiben ist kein Allheilmittel gegen das „zergängliche gehügede“, zumal wenn man vergessen will.

Aus dem Ratsbeschuß von 1300 könnte somit — ich wiederhole es — jedenfalls keineswegs zugleich die durch nichts beweisbare Annahme einer gewaltsamen Austreibung der Kolman abgeleitet werden, zumal sie ja, von dem zu seinen mutmaßlich verschwägerten Verwandten nach dem Elsaß verzogenen Wilhelm abgesehen, noch über ein volles Jahrhundert als in Freiburg haushälterisch nachgewiesen sind. Ich bin überzeugt, Kandler von Knobloch wäre nicht auf einen solchen Gedanken gekommen, wenn er nicht durch den von ihm selbst bezeugten Einblick in eine der beiden gleichlautenden Darstellungen Waders sich das von diesem gezeichnete Schreckbild Kolmannscher Verworfenheit hätte suggerieren lassen, das er nur in genealogischer Hinsicht einer Korrektur unterwarf.

Soweit die in Freiburg verbliebenen wenigen Glieder der Familie nicht durch Tod abgegangen, bedarf es zur Erklärung ihres Ausscheidens noch keineswegs des von Kandler von Knobloch unterstellten Vorganges. Hatte doch die zunehmende Macht der Handwerkerzünfte in Verbindung mit der wachsenden Steuerlast, die durch den unglücklichen Ausgang des Krieges mit der Herrschaft eine schwer drückende geworden war, bei den im

Stadttregiment mehr und mehr zurückgedrängten Geschlechtern die ursprüngliche Anziehungskraft der Gemeindegemeinschaft in das Gegenteil verkehrt, so daß der Rat schließlich 1368 (März 29), um der bedrohlichen Abwanderung einen Riegel vorzuschieben, selbst die Auflage der ansehnlichen Abzugsgebühr von nicht weniger als „zweinzig gewerf / als wir es dez jares so er von vns ziehet vf geleit / vnd genomen hant“, und für den, der „burger ze Sriburg ist“, dazu außerdem eine weitere Steuer von einem Pfund Pfennige verfügen mußte. „Vnd meint och daz dez nimanne erlassen noch über werden solle“, so ist dem beigefügt. Den Abzug ganz aufzuhalten, vermochte natürlich auch diese Maßnahme nicht, und so verschwindet denn von einer Reihe der alten Namen, soweit deren Träger nicht allmählich ausgestorben, einer nach dem andern.

Ob der im Geschlechterbuch nicht vermerkte „Clew Kolman“, der 1439 (August 31) und 1448 (Januar 15) in dem unter dem markgräflichen Vogt tagenden Denzlinger Dorfgericht erscheint, ein vielleicht illegitimer Nachkomme des einst ritterbürtigen Geschlechtes ist, muß dahingestellt bleiben. Das gilt auch von den 1492 zu Freiburg im Grundsteuerregister verzeichneten Ulrich und Jörg Colman. Daß der Name im weiteren Sippenkreise auch als Taufname ins 15. Jahrhundert hineinreicht, spricht gleichfalls dafür, daß das Band mit der Heimat nicht schon lange zuvor zerrissen war. Wenn 1441 (Dezember 5) von einem „pfründli das vor ziten“ der längst verstorbene Ritter „her Colman Kuechely“ in das Münster gestiftet hat, gesprochen wird, so mag der Stifter, dem Kandler von Knobloch bei seinen zahlreichen urkundlichen Ermittlungen seltsamerweise nicht begegnet ist, noch ins 14. Jahrhundert zurückgehen, aber noch 1468 finden sich in dem Verzeichnis der vorderösterreichischen Ständeglieder beider Gestade unter den Breisgauern „Melcher vnd Cholman gebruder von Valkenstein“ eingereiht.

Das geschichtliche Bild der Kolman von Freiburg gewinnt demnach bei unbefangener Betrachtung jedenfalls nicht unwesentlich andere Züge, als sie die bisherige Forschung zu zeichnen gewohnt war. Einiger Klärung bedürfen übrigens

auch die genealogischen Angaben des Geschlechterbuches.

Zunächst mag eine Nennung ausgeschieden sein, die überhaupt keine Daseinsberechtigung hat. Es ist das der für 1270 registrierte „Cholomanus junior dict. Nuspoume“. Wir haben hier eine Namenskombination gleichen Ursprungs vor uns, wie die der vielen in meiner Untersuchung über Freiburgs ersten Bürgermeister auf ihren eigentlichen Wert zurückgeführten Pseudo-Ziligen und anderer Phantastiegebilde, mit welcher die heimatsgeschichtliche Forschung durch Jahrzehnte das Geschichtsbild verwirrt hatte, Spukgestalten, die unfassbarerweise mit denselben Methoden, die sie ins Leben riefen, erneut aus dem Orkus hervorgeholt worden sind. Die Nennung ist einer von H. Schreiber in dessen Freiburger Urkundenbuch veröffentlichten Adelhauser Urkunde vom 21. Juni gedachten Jahres entnommen, deren Schlusssatz nach dieser Wiedergabe lautet: „Datum et actum Friburg anno domini M. CC. LXX. feria tertia proxima ante Johannis baptiste presentibus Volrico dicto Rintkovf / et Rvo. filio suo / Johanne Köcholino / Alberto de Bondorf / Johanne Morser / Cholmanno juniore / . . . dicto Nuspvome et aliis fide dignis / et domino B. de Benzhusen sacerdote.“ Dem hat dann Schreiber selbst in seiner Stadtgeschichte unter der Aufzählung einer Anzahl für die ersten Jahrhunderte nachweisbarer Namen aus dem Geschlechte der „Kolmann“ folgende Fassung gegeben: „1270 Cholomanus junior dictus Nuspuome (Nußbaum?)“. Er hat somit unter Ignorierung des Trennungszeichens sowie der ursprünglich richtig wiedergegebenen Dignitätspunkte (deren das kleine Original allerdings nur zwei zeigt), die der Urkundenschreiber in gewohnter Weise für den ihm unbekannt gebliebenen Taufnamen dem „dicto Nuspvome“ vorgesetzt, aus diesem und dem in der Zeugenreihe vorangehenden „Cholmanno juniore“ eine Person konstruiert.

Auch Socin hat den vermeintlichen „Cholomanus junior dictus Nuspvome“ begierig als Beispiel von Pleonasmus in Familiennamen für sein mittelhochdeutsches Namensbuch ergriffen. Daß er auch von H. Maurer übernommen worden ist, kann angesichts der nicht wenigen andern Phantastiegestalten, die in seinem bekannten Ver-

zeichnis der Freiburger mittelalterlichen Geschlechter figurieren, nicht verwundern.

Ob Kandler von Knobloch selbständig auf den gleichen Irrtum verfallen oder sein Zitat der Schreiberschen Stadtgeschichte, statt der primären Quelle, dem Urkundenbuch, entnommen — denn das Original wird er wohl kaum eingesehen haben —, muß dahingestellt bleiben. Immerhin bin ich geneigt anzunehmen, daß er aus ersterer geschöpft, da ihm andernfalls doch mindestens Zweifel hätten aufsteigen müssen, zu deren Behebung der nötige Aufschluß unmittelbar zur Hand lag. Nennt er uns doch entsprechenden Orts einen „Meister Konrad Nußbaum Bürger zu Freiburg 1264—1315“ und dessen Bruder „Eberli 1287“, auf welche ersteren, der für 1291 (Febr. 14 fbg.) mit dem „Magistro Cuonrado dicto Nvsbom“ und in Zeugenreihen außerdem auch weiterhin belegt ist, somit fraglos auch die mißverständene Nennung von 1270 zu beziehen sein dürfte. Danach ist auch die Angabe von Alfred Götz richtigzustellen, der in seiner Abhandlung über „Familiennamen im badischen Oberland“ (in den Neujahrsblättern der badischen historischen Kommission von 1918) sagt: „zem Nusbom heißt in Freiburg ein Haus seit 1283, während der entsprechende Familienname noch jahrhundertlang fehlt.“ Der Beleg von 1283 bezieht sich auf „Konrad zem Nusbom“, also vermutlich auf gedachten Meister Konrad. Das Haus, in den Herrschaftsrechtsregistern „zum vordern (resp. zum hintern) Nußbaum“ genannt, lag an der nördlichen Ecke von Kaiser- und Nußmannstraße, deren Name somit nur eine Verballhornisierung der ursprünglichen, nach dem Geschlechte benannten „Nuspvomes Gassen“ ist, welcher in den Spitalurkunden von 1359 (August 21), 1386 (Oktober 15) und 1389 (November 15) gedacht wird.

Die Aufstellung einer Stammtafel der Träger des Namens Kolman ist im Geschlechterbuch nicht versucht. Eine gewisse Unsicherheit besteht jedoch, falls man allein die männlichen Glieder ins Auge faßt, einzig hinsichtlich der mutmaßlich zweiten bekannten Generationsreihe, deren beide Glieder schwer auseinander zu halten und darum auch nicht sicher mit denjenigen der nachfolgenden zu verknüpfen sind.

Zu der mit „C. dictus Cholman“ verbürgten ersten Nennung — vermutlich der erste dieses Namens überhaupt — wird im Geschlechterbuch ausgeführt: „1245, miles de Friburg 1252, der Alte 1264. Er ist wohl der Konrad K., welcher nebst drei andern Edelleuten samt ihren Frauen und Töchtern unter reicher Beschenkung der Clarissinnen 1272 in den Franziskanerorden trat.“ Und von dessen Gattin wird angenommen, daß sie identisch sei mit der „im Necrologium Güntherstalense als am 21. Juli † bezeichneten Elisabeth Snewelin dicta Kolmennin“.

Das angeblich 1272 gegründete Karmelitenkloster „S. Clara prope Friburg“, somit noch extra muros, lag im Wohngebiet der Familie. Für 1327 ist mit „Elisaberthe Buggenrütin“ auch eine Abtissin aus dem Geschlechte bezeugt. Das Anniversar gedachter angeblich gleichnamiger Gemahlin Konrad Kolmans des Alten, deren Familiennamen wir in Wirklichkeit nicht kennen, war zwar durch eine 1344 vollzogene Stiftung der Anna Kolman, der Witwe des Johannes von Feldheim, für die Zisterzienserinnen zu Günterstal zu begehen ein Anlaß gegeben, aber die einzig auf die Taufnamensgemeinschaft gestützte Hypothese Kindlers von Knobloch — und mehr will es ja nicht sein — wird durch einen unmittelbaren urkundlichen Ausweis einigermaßen hinfällig. Durch einen Verkaufsbrief von 1316 (Januar 21) lernen wir nämlich einen „Colman Johannes Snewelines seiligen tohtermann / vnd Elsebeten sin elichi wirtinne“ kennen, auf welche sich somit aller Wahrscheinlichkeit nach der Günterstaler Eintrag bezieht, und um deren Töchter wird es sich vielleicht handeln, wenn wir erfahren, daß der 1347 verstorbene Freiburger Bürgermeister Johannes Snewelin, genannt der Greffer, bei seinen Zuwendungen an die zu Günterstal eingepfründeten Angehörigen seines Verwandtenkreises auch „Kolmans kinten“ gedenkt. Über die Person des Vaters dieser Elisabeth orientieren uns ihre in gedachtem Verkaufsbrief miturkundenden Brüder. Es ist der 1308 als bereits verstorben bezeichnete Ritter und Bürgermeister gedachten Namens, der 1300 gegen ein Murbachsches Lehngut in Schliengen die Doppelburg Landeck eintauschte. Den Taufnamen seines Schwiegersohnes erschließt uns dessen an-

hängendes Siegel. Es handelt sich um den Edelknecht Konrad Kolman, der nach Ausweis eines Vermerks auf der Plikatura des Dokuments von 1316 den Beinamen „Jud“ führte. Er ist wohl der Stifter der Kolman-Jude-Pfründe im Münster zu Freiburg und identisch mit dem von Kindler von Knobloch verzeichneten „Konrad Bürger zu Freiburg“, der 1312 (Februar 9) dem Kloster Oberried Gülden zu Kappel veräußert, von dem er sagt: „seine Frau war damals eine Tochter des Johann Schnewli, wohl die im Necrol. von Güntherstal als am 24. November † bezeichnete Margarethe Snewelin dicta Kolmennin“. Nachdem er die Elisabeth Kolmennin, die vorerwähnte Mutter des Edelknechtes Snewelin Kolman, irrtümlich bereits anderwärts untergebracht, blieb eben für den Konrad Kolman-Jud, der übrigens dem Geschlechterbuch unter diesem Namen nicht bekannt ist, nur die Margaretha übrig.

Konrads noch 1330 (Februar 15 fbg.) als Bürgerin von Freiburg einen Verkauf an das Heiliggeistspital vollziehender Mutter, der „Frau Berhte Kolmennin / hern Cuonrat Kolmans“ sel. Witwe, wurde nebst deren jüngsten Söhnen Johannes und Nikolaus bereits gedacht. Das Geschlechterbuch gibt die Altersfolge der drei Brüder in der Reihe: Johannes, Nikolaus, Konrad, was in den mir zu Gesicht gekommenen urkundlichen Ausweisen keine Bestätigung findet und auch an sich schon durch die Annahme des Vaternamens für den Jüngsten unwahrscheinlich ist.

Als Gatte Bertas nimmt das Geschlechterbuch den 1258 bezeugten „Conradus junior“ an, das Epitheton als Unterscheidung gegenüber dem Vater deutend, als welcher der gleichzeitig (Sept. 22) als Zeuge urkundende „C[onrado] dicto Colman seniore“ in Anspruch genommen wird. Dann könnte der „her Colman ein ritter“, der 1298 (Jan. 22) als Mage der Brüder „Lanze vnd Nicolawes von Valkenstein“ urkundet, der Vater der Brüder Heinrich und Wilhelm sein. Seine in der Verehlichung mit einer Tochter des Geschlechtes begründete Magtschaft — wobei jedoch nicht an Berta zu denken — käme ja auch durch den bei den Falkensteinern üblichen Namen des ältesten seiner beiden Söhne zum Ausdruck,

und auch das Auftreten von nicht weniger wie drei Falkensteinern unter den Bürgen des Sühnebriefes von 1314 spricht für ein näheres Verwandtschaftsverhältnis. Er ist vermutlich identisch mit dem schon erwähnten „her Colman“, dem 1306 (Febr. 11) Herr Zug von Usenberg Urfehde schwor; vielleicht auch mit dem, Kandler von Knobloch unbekannt gebliebenen „Colmanus scultetus“ von 1275 (Febr. 23). Ob hiebei „Colman“ als Taufname zu gelten hat, oder dieser, wie in einigen anderen Fällen, nur zufällig gegenüber einer prominenten Persönlichkeit unterdrückt ist, lasse ich dahingestellt. Kandler von Knobloch ist an diesen sich unmittelbar aufdrängenden Fragen kurzerhand vorbeigegangen.

Für die Zuteilung der „Margaretha Snewelidicta Kolmennin“ bieten sich einstweilen keinerlei Anhaltspunkte. Vor allem entbehren die Bemühungen, für die letzten Besitzer der wilden Schneeburg zum mindesten ein Verwandtschaftsverhältnis zu den Snewlin durch Verschwägerung zu konstruieren, jeglicher sicheren Grundlage. Wenn Pfaff, im Widerspruch zur urkundlich bezeugten Erwerbung durch Kauf, a. a. O. sagt: „Wahrscheinlich kamen die Kolmannen nur durch Heirat in ihren Besitz, denn Konrad Kolman nennt um 1312 Johannis Snewlin selig seinen Schwäher“ — das ist Schwiegervater —, so ist die aus dieser Tatsache abgeleitete Folgerung, da ja dieser Konrad keinen Anteil an dem Burgsitz seiner Vettern hatte, ebenso völlig unzutreffend wie die Angabe Gießlers, der in seiner Geschichte des Wilhelmitenklosters zu Oberried „den Wegelagerer Ritter Kollmann einen Schwager der Snewelin“ sein läßt. Die beiden von ihm in eine Person verschmolzenen Besitzer der Burg waren damals weder im Besitz der Ritterwürde noch irgendwie nachweisbar mit den Snewlin verschwägert. Die durch nichts begründete Annahme gedachter Verschwägerung hat aber in Verbindung mit der den oberflächlichen Betrachter verwirrenden Gleichnamigkeit verschiedener Snewlin und Kolman nicht wenig zu den das tatsächliche Geschichtsbild entstellenden Ausführungen beigetragen, aus welchen das unhaltbare Fundament der von einer fesselnden Räuberromantik umwobenen Snewlin-Kolman-

Legende gebildet wurde, die namentlich in der beliebten Ausmalung der Vorgänge bei der Zerstörung der wilden Schneeburg ihre üppigsten Blüten getrieben. Es muß ausdrücklich betont werden: Mehr als aus den beiden Sühnebriefen von 1315 (Juni 1 und Juli 15) herauszulesen ist, wissen wir über den Fall der Burg nicht. Wir wissen nicht einmal genau, wann sie gebrochen wurde. Bader spricht vom Frühjahr 1315, ein andermal, ebenso wie A. Poinsignon, von 1314. Allein Gießler, der uns die meisten Einzelheiten zu erzählen weiß, kennt sogar den Tag: „Nach heftigem Kampfe“, so berichtet er, „wurde dieselbe am 29. September 1314 von der Freiburger Bürgerschaft unter Führung ihres Grafen Konrad erobert, ausgebrannt und dem Erdboden gleichgemacht. In Oberried geht heute noch die Sage, daß eine Magd die Verräterin gespielt habe, indem sie den Freiburgern mit einem weißen Tuche winkte, als die Burgherren mittags zu Tische saßen. Die Freiburger hätten dann dieselben plötzlich überfallen und alle erschlagen.“ Alles das wäre geschehen fünf Tage, nachdem die Stadt ihren Bundesbrief gegen die Brüder Kolman abgeschlossen, und sogar noch eine Woche vor dem Sühneabkommen, das vermutlich unter diesem Druck mit den angeblich Erschlagenen zustande kam, in dem aber von der Zerstörung der wilden Schneeburg mit keiner Silbe die Rede ist. Wo Gießler seine haltlose Angabe her hat, sagt er nicht. Das im Karlsruher Generallandes- sowie in den Freiburger Archiven vorhandene urkundliche Material liegt für die in Betracht kommende Zeit in den von Stadtarhivar Dr. Hefele für das geplante Freiburger Urkundenbuch aufs sorgfältigste bearbeiteten Manuskripten geschlossen vor. Es berechtigt, die Datierung des Falles der Burg auf den 29. Sept. 1314, da jedenfalls aus keiner urkundlichen Quelle geschöpft, ebenso in den Bereich der Sagenbildung zu verweisen, wie die Geschichte von der verräterischen Magd. Graf Konrad war bei Zerstörung der Burg und dem daraus entbrannten Krieg offenbar überhaupt nicht beteiligt.

Unverständlich ist es, wie diese irrige Vorstellung vom Gang der Ereignisse auch in dem Geschlechterbuch Eingang finden konnte. Hier wird gesagt, daß sich „die Bürger von Freiburg

1314. 24. 9. mit dem Grafen Konrad von Freiburg und vielen Adeligen verbündeten, die Burg einnahmen und dem Erdboden gleich machten.“ Und unmittelbar anschließend weiter: „Heinrich war in Gefangenschaft der Freiburger geraten und mußte nebst seinem Bruder unter Stellung zahlreicher Bürgen 1314. 5. 10. Urfehde schwören“ usw.

Diese Angaben lassen doch fraglos nur die eine mit dem urkundlichen Bild unvereinbarliche Deutung zu, die Zerstörung der Burg sei zwischen dem 24. September und 5. Oktober 1314 erfolgt und dabei Heinrich gefangen worden, ein Irrtum, der sich allerdings auch schon in Schreibers Stadtgeschichte eingeschlichen hatte und unmittelbar hieraus auch von Bader in seinen in der Badenia veröffentlichten Aufsatz „Eine Schwarzwaldwanderung“ übernommen worden war. Das Geschlechterbuch hätte jedoch, nachdem die erschlossenen urkundlichen Quellen so leicht zugänglich waren, nur aus diesen schöpfen dürfen, und diese lassen nicht den geringsten Zweifel, daß die Zerstörung der wilden Schneeburg erst nach dem 5. Oktober erfolgte, wenn sie uns auch über den Tag, an dem sich ihr Schicksal vollzog, keinen Aufschluß geben. In dieser Hinsicht ist ja schließlich auch Bader zu einer richtigeren Urkundenauslegung gelangt, wenn auch seine Zeitangabe — „Frühjahr 1315“ — nur als eine schätzungsweise, der Wirklichkeit allerdings vermutlich näherkommende, angenommen werden darf.

„Die wilden Schneeberger“ hat Bader eine jüngere Abhandlung darüber betitelt, und die Erzählung in seiner Schwarzwaldwanderung beschließt er mit den Worten: „Seither liegt die Veste als wilde Schneeburg in ihren Trümmern.“ Auch dieses die Tatsachen entstellende assoziative Gedankenspiel ist bezeichnend. Nicht der Charakter der Burg, die rauhe Lage des Felsenestes im hohen Schwarzwald, hätte, so könnte man danach glauben, dieser jüngeren Feste gegenüber jener gleichen Namens auf dem Schienberg die Bezeichnung als „der nūwen vnde wilden Snevspurg“ verschafft, wie sie von Unbeginn genannt wird, sondern in Erinnerung an die Untaten der wilden Raubgesellen, die hier ihren Horst errichtet, habe der Volksmund den spärlichen Trümmern, welche noch von der Stätte ihres verwor-

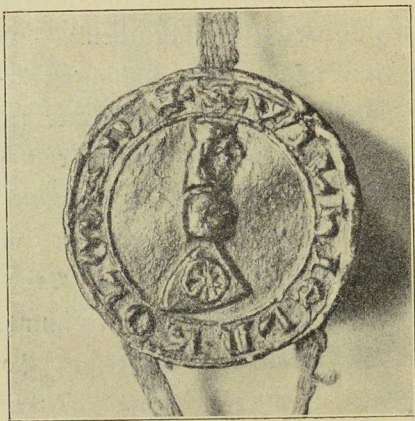
fenen Treibens Kunde geben, den treffenden Namen beigelegt. „Das Räuberschloß“ wird, wohl auf Grund der umgehenden Sage, wie Poinsignon berichtet, ein wilder Felszacken über dem Gefällmattenhof genannt.

Erhalten hat sich von der Burg soviel wie nichts. Ihre „nur aus Mauerbrocken und Steingeröll, untermischt mit Mörtelstücken, bestehenden, doch unverkennbaren Reste“ unterhalb der Gefällmatte, deren Pfaff und wörtlich gleichlautend Gießler gedenkt, würden uns ohne andere Zeugen ihrer einstigen Existenz diese kaum verraten. Ob sie gleich nach ihrer Einnahme „dem Erdboden völlig gleich gemacht wurde“, zu welchem Behufe sofort nach Niederlegung des Hauses in der Stadt „die bestaubten Arbeitsleute mit ihren Zerstörungswerkzeugen unverweilt aufbrachen“ — wie Bader zu berichten weiß —, mag dahingestellt bleiben. Von der ungefähr sechs Jahrzehnte später zerstörten Snewlinschen Feste Birchiberg wird berichtet, daß die Freiburger sie, nachdem sie „gewonnen wart“, vollständig „brachent / vnd gentslich darnider wurfent“, bei deren Lage an dem niederen Berghang des Möhlintales immerhin eine einfachere Aufgabe. Der Feste am Hochfarren wird dagegen noch zwei Jahre nach ihrem Fall in einem Anno 1601 vidimierten Kaufbrief vom 12. April 1317 als der „Burg der man spricht die wilde Schneberg“ in einem Sinne gedacht, woraus man schließen möchte, es sei doch noch etwas mehr übrig geblieben als nur ein Trümmerhaufen. Auch der Wortlaut des Sühnebriefes vom St. Margaretag 1315 spricht für eine solche Annahme. Immerhin scheinen die Freiburger gründliche Arbeit geleistet zu haben, da sie ja nicht nur die Burg „brachen“, die erbeuteten, von Bader unerwähnt gelassenen, Wallachen („die meiden“), zwei Rüge und ein Maultier, den Bestand an Gewaffen, Wein, Mehl usw. hinwegführten, was wiederum darauf schließen läßt, daß der Bau erst nach wohl nicht allzuschwer gefallener Einnahme in Flammen aufging, sondern auch den zugehörigen Wald verwüsteten. Der Sühnebrief von 1355, der nur noch von dem „burgstal“, also der Ruine, spricht, läßt jedenfalls erkennen, daß die Stadt das in ihren Besitz gelangte Bauwerk nicht mehr unter Dach brachte. Nachdem es ein-

mal seinem Zerfall überlassen, werden die harten Winterstürme verhältnismäßig rasch das Ihrige getan haben, um das ausgebrannte, gebrochene Gemäuer gänzlich niederzuwerfen, von Menschenhänden wie überall durch Inanspruchnahme des irgendwie anderweit Verwendbaren redlich unterstützt.

Berichtigend muß schließlich noch einmal in einem nicht unwesentlichen Punkte an die Ausführungen des Geschlechterbuches herangetreten werden.

Was uns auf Grund der Arbeit Kindlers von Knobloch bis jetzt geboten wurde, stellt schon dem Umfange nach eine geradezu bewundernswerte Leistung dar, auch wenn man die Mit-



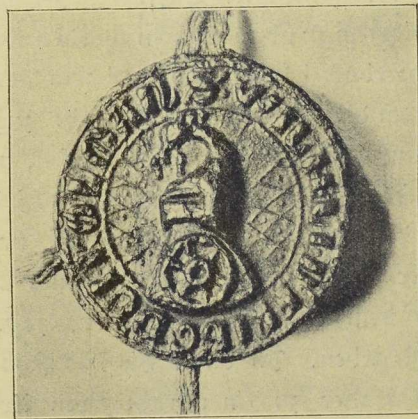
Älteres Siegel des Wilhelm Kolman in Originalgröße.

arbeit anderer mit in Rechnung stellt. Daß der Verfasser dabei jedes einzelne genealogische Bild ausnahmslos zu demjenigen Maß von Klärung gebracht, das an der Hand des verfügbaren urkundlichen Materials überhaupt erreichbar ist, wird man billigerweise, da über die Kraft eines einzelnen weit hinausgehend, nicht erwarten dürfen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die unterlaufenen Irrungen zu beurteilen.

Für den Heraldiker völlig unfaßbar ist dagegen die Auslegung, welche seitens Kindlers von Knobloch das von ihm abgebildete Kolmannsche Wappenbild erfahren hat.

Das Wappen des Geschlechts ist uns nur durch dessen ausnahmslos dem 14. Jahrhundert angehörende Siegel überliefert. Unter den mir bekannt gewordenen sind jedoch nur drei Helmsiegel. Zwei derselben gehören dem Wilhelm Kolman. Das

ältere, mit ausnahmsweise links geneigtem Schild und dessen Form nach um 1300 entstanden, hat die Legende: „+ S. WILHIELN. KOLMAN.“ Die zum Teil etwas undeutliche des jüngeren lautet: „S. WILHEL'I . D' . FRIB'G . DCT . KOLMAN.“ Dieser erstmals an der Urkunde vom 1. Juni 1315 nachgewiesene Neuschnitt, dessen sich Wilhelm auch noch bediente, als er bereits im Besitz der Ritterwürde war (das Siegel hängt auch der Urkunde von 1326 an), ist vermutlich durch den Verlust des älteren Stempels bei Zerstörung der wilden Schneeburg veranlaßt und anscheinend auch nicht in Freiburg gefertigt worden. Bemerkenswert ist der Wechsel in der Legende durch Einschaltung der Herkunftsbezeichnung. Das verschiedenen Urkun-



Jüngeres Siegel des Wilhelm Kolman in Originalgröße.

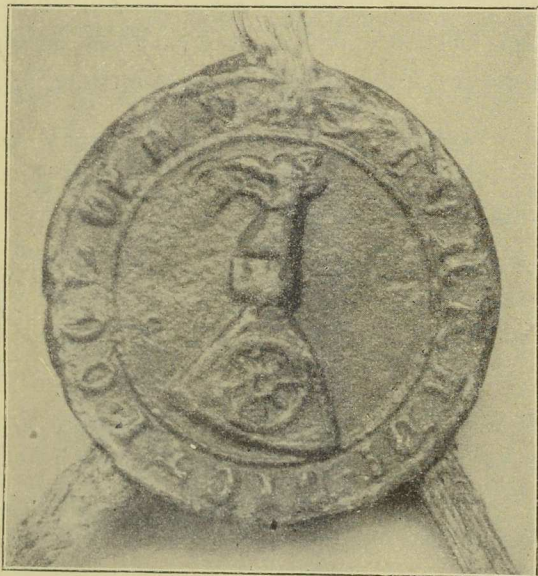
den anhängende dritte ist dasjenige des Edelknechtes Konrad Kolman gen. Jud. Die Legende lautet: „+ S. KUNRADI. DICTI. COLMAN.“ Mangelhaft bereits durch Schreiber in dessen Urkundenbuch abgebildet, hat es offenbar auch der Wappenzeichnung im Geschlechterbuch als Vorlage gedient.

Dazu wird nun gesagt: „Die Siegel zeigen im gerandeten Schilde ein achtspeichiges Rad, das Siegel des Kf. Conrad 1314 zeigt als Helmszier einen Adlerhals mit einem Hufeisen im Schnabel, welche Helmszier auch die von Tüßlingen führten.“

Die beiden Siegel des Wilhelm Kolman scheinen Kindler von Knobloch unbekannt geblieben zu sein, ein Beweis, daß ihm die Originalurkunden im Freiburger Stadtarchiv nicht zu Gesicht kamen. Das jüngere des Wilhelm hat nur sechs Radspeichen, ebenso die helmlosen seines Bruders Heinrich sowie des Johannes, des jüngeren

Bruders des Kolman Jud. Doch das ist für die Blasonierung irrelevant.

Dagegen handelt es sich bei dem mit Ohren ausgestatteten Vogelkopf des Helmschmucks keineswegs um einen Adler, sondern um einen Vogel Strauß, in der typischen Auffassung des Mittelalters. Mit Ohren hatte man sich wohl auch den Greif gedacht, den Adler niemals. Sie fehlen mitunter auch dem Vogel Strauß (mittelhochdeutsch: „strüz, strūs, strouze, stroufe“, aus lat. „struthio“), das Hufeisen aber ist ein Attribut, das einzig ihm zukam. Das hätte Kandler von Knobloch unbedingt wissen



Siegel des Konrad Kolman gen. Jud.
Durchmesser des Originals 48 mm.

müssen. Vor doch ausreichende Belege dafür schon G. A. Seyler in seiner klassischen Geschichte der Heraldik.

„Den schilt den wil ich gesten
den Aggalon dö fuorte dā
sin velt erlāhte lāfürblā
dar inne stuont von golde ein strüz
dem hienc ze sinem snabel ūz
ein silberwīz rosīsen“,

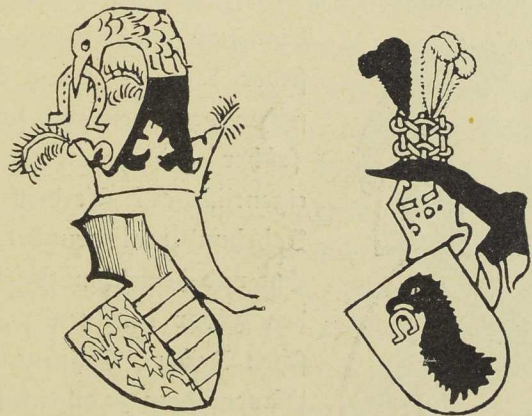
sagt Meister Konrad von Würzburg († 1287) vom Wappen des Königs Aggalon im „Trojanischen Krieg“. Und in Übereinstimmung mit der Darstellung im sog. „Codex Seffken“ beschreibt Peter Suchenwirt († um 1395) den Helmschmuck des Königs von Ungarn:

„Den strauzenhals hermeleinen
sein augen von rubeinen
gleisten gen der veinde schar:

der snabel ist von golde gar /
darin er fūrt ze preisen
gestalt als ein hufeisen
gepogen klar von golde rein
gekrōnet ist daz howbet sein
mit golde reich.“

So ist denn auch das Wappenbild der Ellend von Konstanz, das Kandler von Knobloch a. a. O. gleicherweise als „Adlerhals mit einem natürlichen Hufeisen im Schnabel“ anspricht, wiederum nichts anderes als ein Straußenhals, was zugleich auch die Straußenfedern auf dem Helm anzeigen, die jedoch nicht, wie er auf Grund der verballhornisierten Abbildung meint, aus einer „durch sieben

Ellend



1. Wappen der Könige von Ungarn aus dem Hause Anjou (die Krone mit Straußenfedern besteckt). Nach dem sog. „Codex Seffken“ aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.
2. Wappen der Ellend von Konstanz nach der Wappenrolle der Gesellschaft „zur Katz“ von 1547.

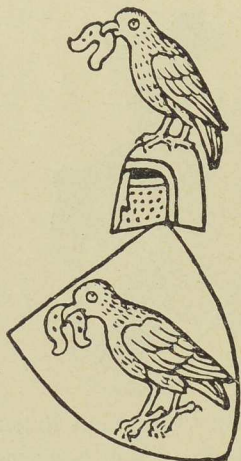
(3. 4) g. Ringe gebildeten Krone“, sondern aus einem sog. „Gebünde“, einem Zaun aus Flechtwerk, herauswachsen, worüber die Wappenrolle der Konstanzer Geschlechtergesellschaft „zur Katz“ keinen Zweifel läßt.

Das Hufeisen ist eben — ich wiederhole es — in der mittelalterlichen Kunst, zumal der Wappenkunst, nicht nur ein untrügliches, sondern oft genug das einzige Merkmal, durch das erkannt wird, daß ein Vogel Strauß dargestellt werden sollte.

In dem am ehesten einem Rebhuhn vergleichbaren Federvieh, das unter den teils symbolischen, teils groteskenhaften Vierpaßfüllungen der Portal- laibungen der Kathedrale zu Lyon auftritt, würde man ohne das im Schnabel getragene Hufeisen

ebensowenig einen Strauß zu erkennen vermögen, wie in dem papageiartigen, kurzbeinigen, blauen Vogel im Schild und auf dem Helm der Heydeck in Schwaben in der Züricher Wappenrolle. Das dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammende, auf Schild und Helm einen Straußen zeigende Siegel des Freiburger Ratsmitgliedes Eberhart Strauß, das ich in der von Dr. Zefele geleiteten und bereits zu stattlichem Umfang angewachsenen, ungemein wertvollen Wappensammlung unseres städtischen Archivs gefunden, ist der einzige mir bekannt gewordene Fall, wo auf das traditionelle Attribut verzichtet ist.

Der erotische Vogel war eben bei uns den meisten Darstellern nur nach seinen aus den Bestiarien übernommenen Lebensgewohnheiten bekannt,



Wappen der Heydeck
(Züricher Wappenrolle)

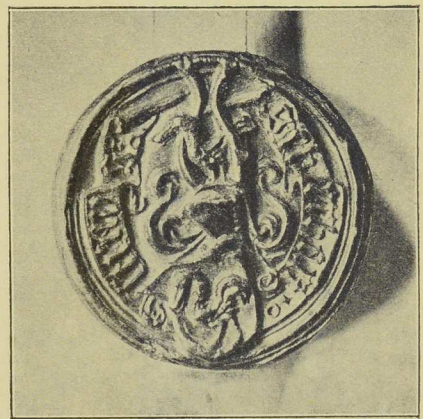
denn auch sein kostbares Gefieder kam — wenn desselben vereinzelt auch schon früher gedacht wird — eigentlich erst seit dem 15. Jahrhundert als prunkvoller Hut- und Helmschmuck neben den zuvor beliebten heimischen Reiher-, Hahnen- und Pfauenfedern zu allgemeinerer, im Verlauf des 16. Jahrhunderts allerdings dann auch zu denkbar üppigster Anwendung.

Die Vorstellung, welche sich das Mittelalter von dem fremden Tier zu eigen gemacht, wird nun aber namentlich von dem Glauben beherrscht, daß es eine unwiderstehliche Begierde nach dem Genuß von Eisen habe.

In dem Bestiaire d'amour des Richard de Fournival sehen wir einen Vogel Strauß, nachdem er eben ein Ei gelegt, das auszubrüten er nun geruhfam der Sonne überläßt, nach getaner Arbeit sich an einem Zuf Eisen erquickend, stolz davonschreiten, und in dem reich mit Bildwerk geschmückten, dem Anfange des 14. Jahrhunderts entstammenden Psalter der Königin Marie von England begegnen wir der Darstellung, wie ein Mann einen Vogel Strauß dadurch anzulocken sucht, daß er ihm Nägel und Zuf Eisen vorwirft. In seinem nicht viel jüngeren Buch der Natur be-

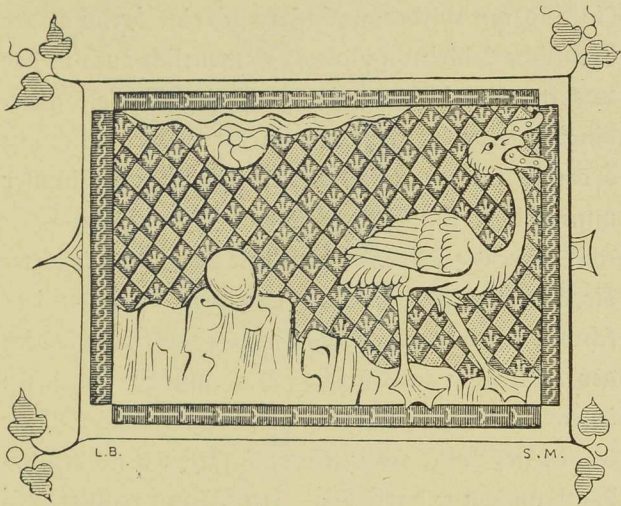
richtet aber der Regensburger Kanonikus Konrad von Mezenberg († 1374) „Von dem Straußen“: „Strucio haizt ain strauz und haizt in kriechischer sprach assida und haizt auch camelon / dar umb er gespalten füez hat als ein kämmel . . . er izt eisen und verdäut daz / wan er ist gar haizer natur. er hazzet diu pfärd von natur und laidigt si wâ er mag / und dar umb fürhent in diu pfärt gar ser und hazzent in alsô vast daz si in niht getürrent angesehen.“

Wie diese Vorstellungen entstehen konnten, darüber unterrichten uns die Ausführungen des Basler Hochschullehrers Sebastian Münster, der in dem von „Africa mit seinen besondern Ländern / Thieren / vnd wunderbarlichen Dingen“ handelnden Buche seiner bei Petri erstmals 1544



Einer Urkunde von 1475 anhängendes Siegel des
Zunftmeisters Eberhart Strauß in Originalgröße.

und fernerhin in nicht weniger wie 24 deutschen Ausgaben verlegten Kosmographie „Von den Straußen“, welchen er ein besonderes Kapitel gewidmet, zu erzählen weiß: „So man diesen Vogel abthuot / findt man gemeinlich in seinem Magen stein / vnd etwann Eysen / vnd die sol er verzeeren so sie lang bey jm geligen.“ Wenn er, ohne Schaden zu nehmen, Steine verschlingen konnte — und das scheint erwiesen —, warum sollte er nicht auch Eisen verdauen können, wenn er sich Zeit dazu ließ? Auch der Künstler, der die Illustration zu dem Kapitel gefertigt, hat sein Straußenbild offenbar nicht allein aus der Tiefe des Gemüts geschöpft. Aber neben den Vogel zur Kennzeichnung seiner Neigungen ein Zuf Eisen zu legen, konnte er doch nicht unterlassen, wozu er ihm, in Bereicherung seines Speisezettels wohl von künst-



Miniatur aus dem *Vestiaire d'amour* des Richard de Fournival in der Bibl. nat. zu Paris; nach Begule.

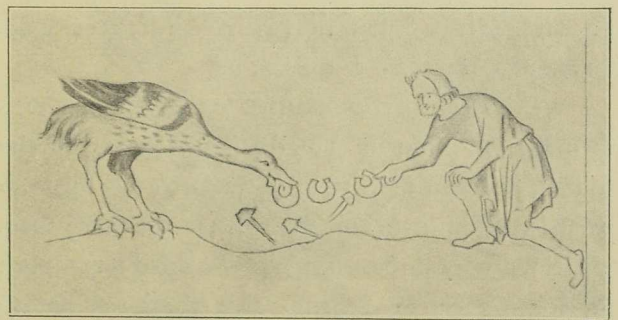
lerischen Erwägungen geleitet, zur Abwechslung einen mächtigen Schlüssel in den Schnabel gab.

„Dieser verwandelt sich Eisen in Speise“, sagt vom Strauß selbst Leonardo da Vinci, ein Mann, der sonst in der richtigen Erkenntnis solcher Dinge seiner Zeit weit vorausgeeilt, ein Beweis, wie fest und unerschütterlich die eingelebte Vorstellung allgemein im Volksglauben Wurzel gefaßt.

Durch diese vermeintliche Eigenschaft wurde nun der Vogel im Mittelalter gerne mit allem in Beziehung gebracht, was irgendwie mit Eisen zu tun hatte, wobei der naiven Kunst das auch als „Eisen“ kurzweg bezeichnete Hufeisen im Schnabel als feststehendes, allbekanntes Attribut den Mangel anderer ausreichend kenntlich machender Merkmale ersetzen mußte. So zeigt denn auch das Siegel der Stadt Leoben — des Hauptstapelplatzes des steirischen Eisens — einen Strauß, ein Hufeisen im Schnabel, ein zweites mit dem rechten Fuß emporhaltend; und nach Siebmacher führten zu Wartberg im Komitat Preßburg einen solchen auch die Schmiede, die sonst allerdings fast allgemein als Feuerarbeiter den Lindwurm zum Wappenzeichen ihrer Zunft erkoren hatten. Doch auch vom Strauß glaubte man, daß er glühendes Eisen und glühende Kohle verschlingen könne. Und in Freiburg finden wir den Strauß als Wappenbild bei den Schmiedefamilien Buckeisen und Biehler, bei ersteren auch als Helmzier, bei letzteren statt dessen drei Straußenfedern; ferner, mit seinem langen Schnabel allerdings mehr einem Storch verglichbar, auf dem Siegel des

Satzbürgers Kapitänleutenant Franz Christoph Eisenschmied von 1717, dessen unbekannter Ahnherr, wie Wort- und Bildname untrüglich bezeugen, fraglos gleichfalls am Amboss gestanden. Und wenn wir erfahren, daß ein Hans Strauß in dem Steuerregister von 1481 als der Schmiedezunft zugehörig verzeichnet ist, so wird man angesichts seiner Wappenführung auch für den gleichzeitig belegten bereits erwähnten Eberhart Strauß, obwohl er als Meister der Tucherzunft im Rat saß, dieselbe Herkunft unterstellen dürfen.

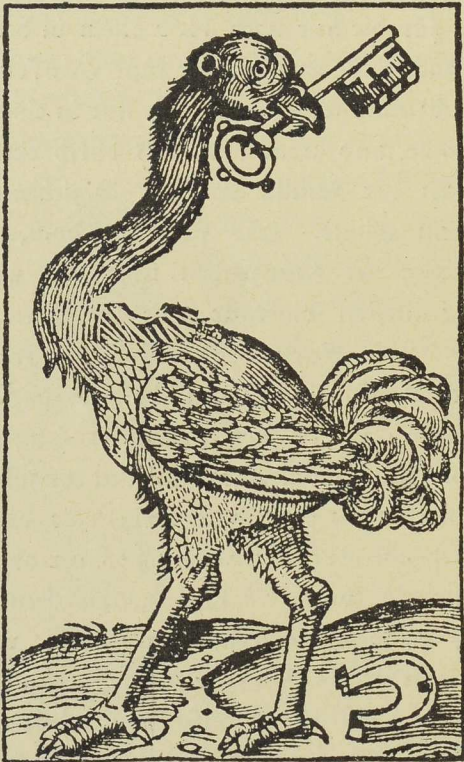
Für Freiburg sind durch die Herrschaftsregister für die Zeit nach 1400 allein in der alten Stadt auch nicht weniger wie fünf Häuser „zum Strauß“ nachgewiesen, jedoch nur in einem einzigen Falle, und zwar für 1565 durch einen Angehörigen der Familie Biehler, Beziehungen in gedachtem Sinne. Das schließt jedoch, da die Entstehung der Hauszeichen jedenfalls über die Zeit der ältesten Einträge weit zurückreicht, angesichts des häufigen Besitzwechsels in fraglicher Zeit die Wahrscheinlichkeit nicht aus, daß solche ursprünglich bei all den gedachten Häusern bestanden. Auf nach Art und Zeit unzulässigen Voraussetzungen fußend, entbehrt die dem entgegenstehende Erklärung Götzes der objektiven Begründung, wenn er sagt: „Ihn (den Vogel Strauß) wählte zur Hausmarke wohl, wer die Straußenfeder als Helmzier führte, wie die Habsburger die Pfauenfeder, also ein Edelmann, und so trifft es sich gut, daß als ältester Träger des Namens Strauß in Basel 1286 ein nobilis vir Cuonradus dictus Striuz de Wartenberg erscheint.“ Von den bekannten älteren Freiburger Geschlechtern ist bis jetzt keines mit gedachter Helmzier erwiesen, und sie dürfte vermutlich ebensowenig



Miniatur aus dem Psalter der Königin Marie von England im British Museum; nach George Warner.

für den zur Stütze der Hypothese herangezogenen Basler Edelmann nachweisbar sein, dessen Wappenführung mit nur hinsichtlich des Schildbildes bekannt ist.

Mit diesem symbolischen Gehalt gewinnt nun aber auch das von den Kolman gewählte oder lehensweise übernommene Helmkleinod einen bis dahin unbeachtet gelassenen Betrachtungswert. Dasselbe erschließt uns nicht nur die eigentliche Bedeutung des Namens, sondern gestattet



Nach einem Holzschnitt in Seb. Münsters Kosmographie.

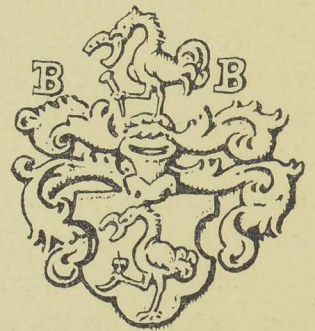
zugleich Rückschlüsse auf die berufliche Herkunft des Geschlechtes, die auf der festen Grundlage der gegebenen örtlichen Verhältnisse aus dem Bereiche der Hypothese so viel wie völlig in den gesicherten Tatsachen gerückt erscheinen.

Gleich den verschiedensten Wurzeln, aus welchen die Nachnamen erwachsen, sind auch die Ursachen, welche im einzelnen Falle die Wappenwahl bestimmten, meistens nicht zu ergründen. Die einen oder andern unserer Geschlechterwappen mögen mit einem Lehens- oder sonstigen Besitzverhältnis in Zusammenhang stehen, Beziehungen, die sich mehrfach im Helmzeichen nachweisen lassen.

In anderen wiederum äußert sich eine örtliche oder berufliche Ableitung, die ja namentlich auch in der Wortnamensbildung eine große Rolle spielt, allerdings hierbei sowohl wie in ihrer Verbildlichung oft nur in andeutender und darum nicht immer unmittelbar sinnfälliger Form.

Zwei bezeichnende Beispiele letzterer Art bietet die Züricher Wappenrolle mit dem Wappen des schwäbischen Geschlechtes der „Stuben“ sowie dem der „Suls“ von Zürich. Die „stube“ (englisch: „stove“, der Ofen) ist das heizbare Gemach. Eine Stube ließ sich nach den Grundsätzen der Heraldik nicht gut darstellen. Der Mann wählte also einen wesentlichen Bestandteil derselben, das Glasfenster, das er auf den Helm und zugleich dreimal in den Schild setzte. Das Wappen der Suls zeigt auf dem Helm und im Schild

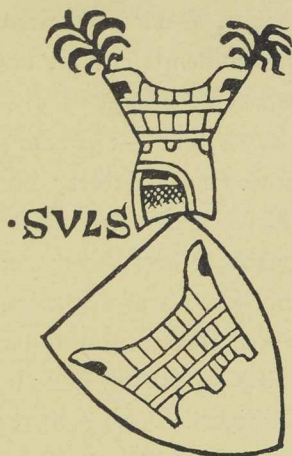
eine Kufe. Hier ist die Beziehung zwischen Wort- und Bildname scheinbar weniger in die Augen springend; für die Zeitgenossen war der Zusammenhang jedoch auch da ohne weiteres klar. Kaum eine andere Legende ist im Mittelalter, namentlich auf



Wappen des Balthasar Buckeisen nach dessen Siegel von 1703.

fenstergemälden häufiger dargestellt worden, wie diejenige des hl. Nikolaus von Mira, und darunter gerade mit besonderer Vorliebe die Szene, wie derselbe drei geschlachtete Knaben zum Leben erweckt, die sich aus der Kufe erheben, in der sie eingesalzen werden sollten. Das mittelhochdeutsche „sulzen“ bedeutet einsalzen. „Sulz“ (Suls) ist das Eingesalzene. Das war natürlich wappenmäßig wiederum nicht gut darzustellen. Man behalf sich darum mit dem zu seiner Aufnahme dienenden Gefäß, das zwar an sich in nichts die ihm dabei zugedachte Spezialbestimmung verriet, darin jedoch durch die Darstellungen des alt und jung vertrauten Bilderbuches der Kirche ausreichend interpretiert erschien.

Weniger offenkundig, aber darum vielleicht einer zwanglosen Erklärung doch nicht unzugänglich ist die Beziehung zwischen Namen und Bild bei dem bereits erwähnten Wappen der Ellend von



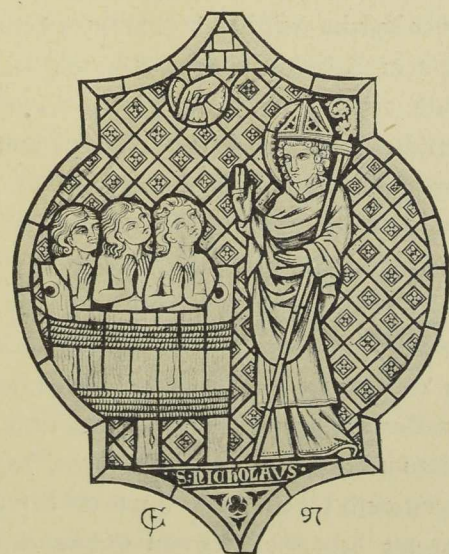
Wappen des Züricher Geschlechtes der Suls nach der Züricher Wappenrolle. Die Krone auf dem Helm mit Hahnenfedern besetzt.

Konstanz. Der Ellende ist bekanntlich im Sprachgebrauch des Mittelalters derjenige, der in oder aus einem fremden Lande, also fremd oder in der Fremde ist. Der Name tritt als Zuname auch bei Freiburger Geschlechtern auf. Was mag nun damit der Vogel Strauß zu tun haben? Ich glaube nicht, daß ihm hier die übliche symbolische Bedeutung zukommt. Alles, zumal auch die Form des Helmschmuckes spricht dafür, daß das Wappen nicht über das 15. Jahrhundert zurückreicht. Früher ist das Geschlecht auch nicht bezeugt. Wäre nicht eine Erklärung in dem Sinne denkbar, daß der Ahnherr desselben im fernen Lande als Kaufmann durch den Handel mit Straußenfedern oder gar durch eigene Straußenzucht sein Vermögen erworben, was er durch die in ein „Gebünde“ auf den Helm gesetzten Straußenfedern kund gab, während er in den Schild den durch das Hufeisen im Schnabel charakterisierten Kopf des Vogels aufnahm?

Die Quelle des Reichtums der Freiburger Kaufmannsgeschlechter entsprang auf heimischem Boden. Schon frühe mag es neben anderen Unternehmungen der Ertrag des breisgauischen Bergbaues gewesen sein, dessen Ausbeute allmählich fast völlig lebens- oder pfandweise in ihre Hände gelangt war. Die Helmkleinodien verschiedener Geschlechter verraten ein solches Lebensverhältnis. In erster Linie war es natürlich die Silbergewinnung, und welche hervorragende Rolle dieser zukam, beweist der Börsenbericht eines Italiener vom Jahr 1265 von der Messe der Champagne, in dem derselbe neben dem Wert des Sterlings nur noch des ungemünzten „ariento di Friburgho“ gedenkt. Daneben ging der Betrieb auf Blei und Eisen sowie auf Verarbeitung des letzteren, deren im oberrheinischen Gebiet schon frühe gedacht wird. Ob die „zwene isenin fronteile“, welche Graf Egeno 1303 (Juni 8) nebst einem Fronteile „ze dem silberberge ze Oberriet“ dem Frei-

burger Bürger Gottfried von Schlettstadt verleiht, die Auslegung gestattet, welche ihnen Dambacher gegeben, lasse ich dahingestellt. Aber neben dem Stahl aus der Lombardei geschieht in den Zollrodeln Freiburgs des „stahels von Valckenstein“ Erwähnung. Hier oben im Sartental finden wir aber Glieder der Kolmanschen Sippe bekanntlich zuerst bezeugt durch „Chuonradus Büfkenrute“ schon bald nach dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts. Daß die Kolman aber nicht erst durch Erwerbung der ob den einmündenden Schwarzwaldtälern gelegenen wilden Schneeberg hier engere örtliche Beziehungen gewonnen, bezeugt auch die Taufnamenswahl, welche die Eltern der beiden späteren Burgherren für diese getroffen. Verrät sich bei „Heinrich“ die Ver-sippung mit den benachbarten Falkensteinern, so wurde die Wahl des in Freiburg damals keineswegs häufigen Namens „Wilhelm“ fraglos im Hinblick auf den hl. Wilhelm von Maleval, den Begründer des zu Oberriet und Freiburg ansässigen Wilhelmiterordens, gewählt. Und wenn uns auch keinerlei Pergamentbriefe davon berichten, daß die Kolman hier oben ihre Tätigkeit mit der Gewinnung oder Verarbeitung von Eisen entfaltet haben, so spricht dafür in kaum minder beredter Weise der erwähnte Helmschmuck.

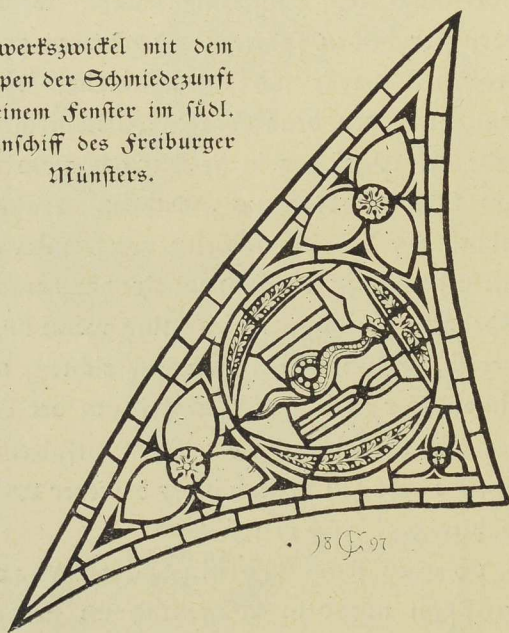
Von den sechs Kolmanschen Wappen-genossen mit dem Wagenrad im gerandeten



In seinen figuralen Teilen durch die Restaurationsversuche des 19. Jahrhunderts verstümmeltes Medaillon aus dem Tulenhauptfenster des Freiburger Münsters.

Schilde, den Tufelingen, Bückenrütli, Stehelin, Kreier, Baldingen und Endingen von Neuenburg, ist uns nur bei vierein auch der Helmschmuck bekannt. Er ist bei zweien — den von Tufelingen und Stehelin — dem Schildbild entnommen, teils ein halbes mit Kugeln besetztes, teils ein ganzes Wagenrad. Die Endingen von Neuenburg führten einen mit Kugeln besetzten Schwanenhals. Die späteren Wappenbücher geben, wohl irrigerweise, auch den Tufelingen den Straußenhals; so auch dasjenige des Kaspar von Baldung von Löwen von 1604 im Staatsarchiv zu Basel. Die verlässigeren Siegel erbringen keinen Beleg dafür.

Maßwerkszwickel mit dem Wappen der Schmiedezunft aus einem Fenster im südlichen Seitenschiff des Freiburger Münsters.



Wohl aber besteht zwischen dem Namen der Stehelin und dem Helmbrauch der Kolman — neben diesen und den Kreiern die einzigen, deren Name keine örtliche Herkunftsbezeichnung darstellt — in der ersterem innewohnenden Bedeutung eine innige Berührung, die eine Berufsverwandtschaft offenbart; denn „stehelin“ ist das Adjektiv von Stahl. „So muoz ich sin gar stehelin und herter denne isen!“ heißt es im „Trojanischen Krieg“ des Konrad von Würzburg. Liegt es nicht nahe, auf eine ähnliche Beziehung zwischen Namen und Helmschmuck zu schließen, wenn wir sehen, daß nach Grüneberg auch die „fry von Hardeck“ den Straußenhals mit dem Hufeisen im Schnabel als Zierde erkoren?

Die Wilkina-Sage, welche um 1300 aus mündlichen Erzählungen deutscher Männer, die in

Bremen und Münster geboren, sowie aus alten Liedern deutscher Zunge zusammengesetzt ist, beschreibt den Helm von Weland's Sohn Wittig — ich folge den Angaben G. A. Seylers —: „... auf dem Helm war ein Lindwurm gebildet, der Schlange genannt wird; dieser Wurm war goldglänzend, das bedeutet Wittig's Ritterschaft; dabei war er giftsprühend, und das bedeutet Wittig's Grimmigkeit. Der Schild war aber weiß und mit roter Farbe Hammer und Zange darauf gemalt, weil sein Vater ein Schmied war“. Also das traditionelle Wappenzeichen des Schmiedehandwerks, mittels dessen auch der Minnesinger Barthel Regenbogen seine durch eigene Aussage bekundete Abkunft zur Schau trug. So mag auch dem ersten Kolman, der, gleich andern seines Standes lebensfähig geworden, sich den Rittergurt um die Lenden band, der mutmaßliche, als Unternehmertätigkeit zu erfassende Beruf seines Vaters die Wahl des Kleinodes bestimmt haben, mit dem er den zum ererbten Kaufmannschild gewonnenen Ritterhelm schmückte, ohne darum das einträgliche Kaufmannsgewerbe an den Nagel zu hängen; denn wenn sich auch die Beschäftigung mit Kleinram mit den Standespräensionen eines Ritters nicht vertrug, so verboten diese doch keineswegs den Großverkauf in jeglicher Ware.

Der Nachweis, daß, näher besehen, auch ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen Wort- und Bildname der Kolman besteht, soweit letzterer im Helmkleinod zum Ausdruck gelangt, setzt die Beantwortung der Vorfrage nach der Deutungsmöglichkeit des ersteren voraus.

Auf dem unsicheren Gebiet der Namensdeutung umlauert uns die Gefahr von Trugschlüssen an allen Ecken und Enden. Auch beim besten Willen wird es schwer gelingen, angesichts verschiedener Auslegungsmöglichkeiten die naheliegende Neigung völlig auszuschalten, derjenigen den Vorzug zu geben, welche einer etwa vor-gefaßten Meinung am meisten entgegenkommt.

Daß „ungründliche, schnell bereite Gelehrsamkeit gar leicht zu schnell befriedigenden Antworten gelangt“, darauf hat einleitend auch Götz in seiner wiederholt berührten, inhaltsreichen und anregenden Abhandlung hingewiesen. Daß aber auch der berufene Forscher nicht immer sicher über

alle Fallstricke hinwegkommt, das beweisen auch seine eigenen Auslegungsversuche. Im dritten, das Verhältnis der Familiennamen zu den Geländennamen behandelnden Kapitel findet sich die Erklärung: „Von ihrem Besitz bei den Söhren heißt die Familie Ferler, die in Freiburg 1460 in der Schreibung Färler zuerst auftritt, während um 1530 ein und derselbe Bürger Värler, Verler und Ferler geschrieben wird.“

Für die den Hauptbestand bildenden Freiburger Namen hat Götze leider fast ausschließlich das Flammische Häuserbuch herangezogen, das ja nur vereinzelt über das 15. Jahrhundert zurückreichende Nennungen bietet. Das gilt auch für den „Ferler“. Die vorliegende Urkundenliteratur hätte ihm andernfalls sagen können, daß das übrigens auch durch Kändler von Knobloch verzeichnete und von diesem irrigerweise später dem Stadtadel zugewiesene bürgerliche Geschlecht zu Freiburg schon im 13. Jahrhundert belegt ist. Durch volle drei Jahrhunderte begegnet es uns von nun an unter den Ratsgliedern, und die urkundlichen Quellen hätten Götze vereinzelt auch die seine Auffassung stützende Schreibweise „Förler“ geboten.

Und doch ist diese ihm durch eine Gedankenverwandtschaft mit dem vorhergehenden, aus einem Flurnamen „zem Bömilin“ entwickelten „Bäumle“ und „Bäumler“ nahegelegte Deutung falsch. „Verler“ kommt nicht von „Söhre“, sondern von „ferlin“, dem Diminutiv von „Varch“, der Sau, also unserem heutigen Ferkel, dem jungen Schwein. „ . . . Er verkauft ein metzger ain saw mit dem ferlin / vnd wie er erfuerer / das hernach die saw geferet und zwelf ferlin gehabt / . . .“ ist in der Simmerschen Chronik zu lesen; weitere Belege bei Lexer (Mittelhochd. Wörterbuch). Übrigens bietet auch schon das Flammische Häuserbuch, dem Götze den „Verler“ entnommen, eine völlig ausreichende Orientierung. Dieses verzeichnet nämlich neben einem nahe dem Schwabentor in der Gerberau gelegenen Haus „zum schwarzen Ferlin“ auch ein solches „zum blauen Ferlin“ in der Kaiserstraße, das abwechselnd auch „zur blauen Sau“ genannt wurde. Zu alledem erfahren wir hier außerdem, daß in ersterem, in dem durch zwei Jahrhunderte das Gerberhandwerk getrieben wurde, ein Verler wohnhaft war. Fügen wir dazu noch

die Tatsache, daß die Verler laut Ausweis eines Siegels des Peter Verler an einer Urkunde von 1411 (Juni 23) eine aufgerichtete Sau im Wappen führten, nach dem weiteren einer Wappenscheibe aus dem 16. Jahrhundert auch auf dem Helm, so dürfte jeglicher Zweifel über die Deutung des Namens ausgeschlossen sein. Als Berufsname ist Verler nicht belegt. Wahrscheinlich liegt ein aus der Berufstätigkeit abgeleiteter Übername vor, für welchen sich nicht nur durch den aus dem Häuserbuch ermittelten Wohnsitz in der Gerberau, sondern auch schon aus dem Zollrodel von 1396 ein gewisser Rückschluß ergibt, in welchem als erster des Überwachungsausschusses, der über die Ein- und Ausfuhr von „leder oder hute gegerwer oder ungegerwer“ gesetzt ist, „der Verler“ genannt wird, von weiteren unedierten Belegen ganz abgesehen. Es ist nicht der einzige Berufsname dieser Art; aber nirgends äußert sich die Namensbildung in so vielfach variierten Anspielungen auf den Beruf wie bei den Eisen verarbeitenden Gewerben. Die „Leg-, Been-, Vel-, Schrib-, Stern-, Gold-, Stolz-, Kupsch-, Schuck-, Seng-, Menel-, Mol- und Grienisen“, welchen wir in den Steuer- und Herrschaftsrechtsregistern des 15. und 16. Jahrhunderts begegnen, sind alle ebenso wie ursprünglich die „Buckisen“ Glieder der ehrsamten Freiburger Schmiedezunft „zum Roß“. Und auch bei den als Freiburger Schmiedefamilie nachgewiesenen Viehler wird man die Ableitung des Namens vom Beruf im Sinne von „Beilschmied“ zu deuten berechtigt sein; denn „biel, bihel“ ist das Beil.

Den im Flammischen Häuserbuch sechsmal vermerkten Namen „Kolman“ hat Götze leider nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Auch bei diesem dürfte jedoch, wie ich glaube, die nachstehend versuchte Deutung durch den im Helmschmuck des Geschlechtes zum Ausdruck gelangenden Bildnamen in gleicher Weise gestützt werden, wie diejenige des Verler durch dessen auf Schild und Helm geführtes, den Beruf andeutendes Zeichen, allerdings aus gleichen Gründen wie bei den „Stuben“, „Sulz“ und „Ellend“ nur in übertragenem Sinne.

Socin ordnet „Colman (Cholman)“ unter die aus Taufnamen entstandenen Familiennamen,

als welcher er unter unseren älteren Freiburger Geschlechternamen ja auch nicht allein stehen würde. Ich nenne nur die „Meinwart“ und „Reinbot“.

Wir kennen zwei gleichbenannte irische Heilige, durch welche der altgermanische Name auch eine besondere christliche Weihe erhalten hat. Auf den einen oder anderen derselben mögen die Ortsnamen Coleman in Texas und in der Südafrikanischen Republik, sowie der Coleman River in Australien zurückgehen. Den einen führte sein Weg nach Österreich, wo er 1012 zu Melk den Märtyrertod erlitt. Auch „Coloman“ genannt, erinnert der Colomanus-Berg beim Wallersee an ihn. Eines zwischen Brixen und Trient gelegenen Ortes „Colman“ wird in der Zimmerschen Chronik gedacht.

Damit wäre uns „Colman“ als Taufname ja nähergerückt; aber in breisgauischem Gebiet ist er mir, wenn wir von den angeführten, offenkundig als Rückbildung aus dem Familiennamen anzusprechenden Fällen absehen, um die fragliche Zeit nicht begegnet.

Doch selbst wenn wir den Familiennamen Kolman als aus einem alten Taufnamen erwachsen annähmen, so ist damit seine Entstehung noch nicht erklärt. Saßt man ihn etymologisch, so dürfte er wohl nur mit dem mittelhochdeutschen „Koler“, das ist der Köhler oder Kohlenbrenner, zu übersetzen sein.

Oder sollte die erste Silbe ursprünglich nicht „Col“ im Sinne von „Kohle“, sondern „Colo“ gelautet haben, und Colmann nur die übliche Roseform sein, entsprechend Hermann zu Heribert, Hartmann zu Hartmut, Gallman zu Gallus usw., Bildungen, die namentlich im 14. Jahrhundert bei uns erneut zusehends an Ausbreitung gewannen? Jedenfalls haben wir auch „Koler“, und zwar schon im 13. Jahrhundert als Familienname und nicht etwa nur in niederen Kreisen, sondern auch unter den Geschlechtern; denn in der für 1218 belegten Nennung der Brüder „Dietricus scultetus de Eendingen et Colarius“ läßt sich letztere ebensowohl als Nach- wie als Taufname erfassen, nachdem uns für 1312 (Mai 1) mit „wir her Walter der Koler ein ritter und Kol min son“ die gleichzeitige doppelte Gebrauchsform geboten ist. „COL. FILII. COLERIS.“, so lautet die Legende auf dem Siegel des Sohnes. „Kol“ ist

aber nicht etwa eine Kürzung von „Koler“, sondern die mittelalterliche Form für unser „Kohle“, die nach damaligem Sprachgebrauch sächlichen und daneben auch männlichen Geschlechts war. Sollte zwischen den Kolman und den Koler von Eendingen vielleicht eine gewisse Herkunftsgemeinschaft bestehen, eine Frage, zu der man berechtigt ist angesichts der Tatsache, daß nicht nur für 1290 (Nov. 3) ein „her Buggenrüt“ zu Freiburg mit dem Beinamen „von Eendingen“ bezeugt ist, sondern auch der den Gebrüdern Heinrich und Wilhelm Kolmann anscheinend besonders nahestehende Neuenburger Zweig der Sippe, von dem ein Angehöriger den Sühnebrief vom 1. Juni 1315 mitbesiegelte, sich bekanntlich „von Eendingen“ benannte. Den Namen „Koler“ leitet z. B. Maurer von der bereits 1321 zerstörten Burg Koliberg (Kolberg 1408, Kolemberg 1494) ab. Mag sein; es ist auch umgekehrt denkbar. Das Topographische Wörterbuch hat für letzteren die Erklärung „Berg des Kol“ zur Hand. So oder so, es kommt für die Deutung des Namens auf dasselbe heraus.

Warum sollte „Kol“ in Kolman — denn die Schreibweise „Coloman“ kommt bei der Familie nicht vor — anders auszulegen sein? Als Berufsname wäre sie ja, obwohl dafür nicht belegt, den Simberman, Rebmann, Vuormann usw. analog, welchen allerdings außer „Simmerer“ keine dem „Koler“ entsprechende gekürzte Form gegenübersteht. Zahlreich sind dagegen aus dem 14. Jahrhundert bei uns die weiteren Namensbildungen gleichen Sinnes, bald mit, bald ohne Dehnungs-„h“, wie Kolhof, Kohlerhof, Kohlhalden, Kohlwald, Kohlplatz, Kohlstatt, Kolbach usw. „Bach des Col“ interpretiert das Topographische Wörterbuch, analog „Kolberg“, die letzte Nennung, und zu „Hof des Col“ müßte uns dementsprechend die an erster Stelle verzeichnete führen, die mehrfach belegt (darunter auch für Überlingen durch den „Bertholdus miles cognomine Colhofs“ des Eintrags aus dem 13. Jahrhundert in dem Güterbuche des Klosters Salem), zugleich als Familienname auftritt. Nehmen wir eine solche Auslegung an, wodurch ja diejenige der Silbe „Col“ nicht erschüttert wird, so werden wir auch bei dem „Bach des Col“ nach diesem Kol selbst fragen dürfen.

Mit der Nennung „in dem sellande unter Colbach“, 1311 (Dezember 9 fbg.) — soweit mit bekannt — erstmals belegt, begegnet uns weiterhin der heute verschollene Name unter den wechselnden Schreibweisen „Kolbach, Kolibach, Colenbach“ wiederholt, örtlich bestimmbar durch den Dingrodel von Kirchzarten für das Tal und die Höfe bei Burg. Hier lag auch der Koblbacherhof. Soll man nun darauf hinweisen, daß das die Gegend ist, wo wir der Kolmanschen Sippe schon bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten begegnen und der „Bach des Col“ schließlich auch der „Bach des Kolman“ sein könnte, obwohl sich der Name nicht nur hier findet? „Kohlenbach“ heißt auch ein bereits 1314 nachgewiesener Zinken in der Gemeinde Kollnau, von dem auch die „Kohlenbächin“ her sein dürfte, von deren Gut in einer Waldkircher Urkunde von 1337 (Februar 22) die Rede ist.

Doch alle diese Nennungen können wohl einzig und allein als Anzeichen von in der Nähe betriebener Köhlerei bewertet werden, und wenn sie sich mit dem Namen Kolman zusammenbringen lassen, so könnte das schließlich nur in dem Sinne geschehen, daß eben auch dieser gleichen Ursprungs ist.

Wo Erz gegraben und aufbereitet wurde, stellte sich auch der Köhler ein. Eine „Ordnung den Rsenbach (Zammereisenbach) betreffend“ von 1533 enthält die Bestimmung: „Zvm vierzechen den sol man gedengken / das man alwegen peym schmelzzofen vnd hamerschmiten anzal holcz in forrat laß hawen / da mit man das holcz nit also grien kolen mueß / dan groß schad da pey ist / gibt auch pöß kolln.“ Doch nicht nur für die Erzgewinnung, sondern nicht minder auch für die Eisen verarbeitenden Gewerbebetriebe der nahen Stadt war die Kohle ein wichtiger Bedarfsartikel. Zwischen den Zollsätzen für allerlei „gesmide“ steht auch der für Kohle, deren Bedeutung auf dem Markt der Stadt schon aus dem in der Münstervorhalle bereits 1292 eingehauenen Normalmaß für den Kohlenverkauf erhellt. Die Köhlerei war darum jedenfalls ein für den kaufmännischen Großbetrieb geeignetes, lohnendes Gewerbe. So gab es denn wie Bergwerks- auch Kohler-Lehen. Sollte in dem Unternehmerkreise, aus dem die älteren

Freiburger Geschlechter hervorgegangen, angesichts der gesamten örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, die Köhlerei nicht vertreten gewesen sein? Das ist doch kaum denkbar.

Unter den Gläubigern der Stadt, welche ihr mit Darlehen zur Befriedigung der immer und immer wiederkehrenden Ansprüche ihrer schwer verschuldeten Grafen an die Hand gingen, stehen neben den mit großen Summen vertretenen Juden sowie den mächtigen Snewlin und anderen auch die Kolman; und wenn dazu in den Rechnungsaufstellungen der Stadt vom 20. Oktober 1328 vermerkt wird: „Die hant alle brieue / ane Colmannen“, so wird man nicht erst fragen müssen, bei welchem Anlaß wohl deren von ersterer anerkannte Schuldbriefe in Verlust geraten sind. Ist es eine zu gewagte Hypothese, wenn man annimmt, daß sie die Mittel zu ihren Darlehensgeschäften auf dem gedachten Wege gewonnen? Sie werden vielleicht nicht die einzigen Freiburger Eisen- und Kohlenbarone des 13. Jahrhunderts gewesen sein, aber es sind die einzigen, die sich durch ihren Wort- und Bildnamen als solche untrüglich zu erkennen geben.

Dies als zutreffend angenommen, war das andauernde Zerwürfnis der Stadt mit ihren auf der Feste am Hochfarten sitzenden Bürgern vielleicht doch einigermaßen anderer Art, als von Bader und seinen Nachbetern unterstellt; offenkundige freie Erfindung zumal ist, daß das angebliche höhnische Gekläffe des „Wolfs im Schafspelz“ schließlich den unmittelbaren Anstoß zur Verwüstung des Kolmanschen Besitzes gegeben haben soll. Es ist vielmehr nicht ausgeschlossen, daß etwaige auf Schleichwegen bewirkte Umgehung des städtischen Durchgangszolles, worüber ständige Klagen und scharfe Abwehrmaßnahmen dokumentiert sind, die eigentliche Hauptquelle des Streites gebildet, in welchem Falle auch die im Sühneabkommen von 1314 stipulierte und seltsamerweise bis zum vollen Ausgleich festgehaltene ungewöhnlich hohe Buße von 1000 Mark Silbers verständlich würde, und das bezugte Wegfangen von Freiburgern, soweit es unter Feldrecht erfolgte, „als in semlichen kriegen gewonlich ist“, nicht kurzerhand als „Weglagererei“ gebrandmarkt werden darf. Siel doch späterhin

aus verwandten Ursachen und unter ähnlichen Begleiterscheinungen von gleicher Seite auch die zum Schutz des bischöflich strassburgischen Bergwerklehens errichtete Burg Birchberg im Möhlintal der gänzlichen Zerstörung anheim, ein Besitz der Snewlin, die wir übrigens mit guten Gründen auch als Erbauer und Vorbesitzer der „nūwen vnde wilden Snewspurg“ vermuten dürfen. Nur in diesem Sinne könnte von einem Zusammenhang des Besitzverhältnisses der Snewlin und Kolman an letzterer gesprochen werden.

Die versuchte Deutung von Wort- und Bildname mit den daraus abgeleiteten Folgerungen stützen Geschichte und Sage.

„Dann und wann kommen Leute hinabgewallfahrt und beten und glauben, der Weland (zu Gloggenfachsen in Tirol) sei ein großer heiliger gewesen“, läßt V. v. Scheffel in seinem Ekkehart den herzoglichen Kämmerer Spazzo im Anschluß an die von diesem zum besten gegebene „Grobschmiedsgeschichte“ sagen, gestützt auf die Acta sanctorum, welche „Welandus ab aliquibus Sanctus dictus . . .“ verzeichnen.

Laut verschiedenen Einträgen in den im 16. Jahrhundert entstandenen Urkundenrepertorien I und 2 des Heiliggeistspitales zu Freiburg hatte „meister Wieland der Schmid“ sein in der Vorstadt „Neuenburg bey der Brotloben zwischen Menlis (Mendlis) des Schmidts huß von Tenzlingen“ und „Fricken Schmider“ gelegenes, 1309 mit aller Zugehör von dem Schlosser „Berthold“ gekauftes Haus 1341 zu einem Viertel, 1347 völlig „sinem sun Wyttichen“ — in letzterem Dokument „Wygken“ genannt — „zue eigen“ übergeben. Könnte nicht gleicherweise eine entsprechende, mit der Person des hl. Kolman verknüpfte, uns nicht mehr bekannte Legende, die unter Umständen gerade aus der, wenn vielleicht auch nur fälschlichen, Etymologie des Namens erwachsen, auch die Namenswahl des Ahnherrn der Kolman von Freiburg bestimmt haben, wie dem Schmiedmeister in der Neuenburg der seine, den er dem Sohne als

Familiennamen vererbt — denn „Witich Wielant“ nennt sich dieser 1403 (Sept. 15) —, von dem zum heiligen erhobenen berühmten Sagenhelden seines Handwerks geworden war?

Der 1420 als Priester zu Straßburg verstorbene Chronist Jacob Twinger von Königshofen berichtet in seiner bekannten Freiburger Chronik:

„Die sag ist / das die Hertzogen von Zeringen vor zeiten Köler seind gewesen unnd haben ir wonung gehabt in dem gebirg / unnd den welden hinder Zeringen dem schlos / da es dan izund stehett / unnd haben alda Kollen gebrent. Nun hatt es sich begeben / das derselbig Köler an einem ordt in dem gebirg Kollen hatt gebrant / unnd hatt mit demselbigen grund und erden den Kollhauffen bedeckt / unnd den ungefert also do ausgebrant.

Da er nun die Kollen hinweg hatt gethan / hatt er an dem boden eyn schwere / geschmelztematery funden / unnd das also besichtigett / do ist es gut silber gewesen / also hatt er fürder immerdar an demselbigen ordt Kollen gebrant / unnd wider mit derselbigen erden unnd grundt bedeckt / unnd da aber silber funden wie vor / darbey er hatt mercken können / das es des bergs unnd des grunts schuldt sey / unnd hat solches in einer geheim bey jm behalten / unnd damit von tag zu tag an demselbigen ordt Kollen gebrandt / unnd ein grossen schatz silbers darmit zusammen bracht.“

Die heimatgeschichtliche Forschung hat uns, wie wir gesehen, Schilderungen aus längst vergangenen Zeiten geboten, die zum Teil einigermaßen abirren von den Pfaden historischer Wahrheit, selbst da, wo diese durch deutliche Wegweiser kenntlich waren. In dem entrollten Sagenbild mit seinem zur Herzogswürde aufgestiegenen Köhler ist meines Erachtens die von der unermüdlisch schaffenden Phantasie der Volksseele in gewohnter Übertragung auf ihrem Gedankenkreise vertraute Namen spielend umgebildete Überlieferung wirklicher Geschehnisse unverkennbar.

Vorstehende Abhandlung ist im wesentlichen einer Serie gleichgearteter kritischer Studien über die Snewlin von Freiburg entnommen, welche ursprünglich auszugsweise in gedrängtester Form meiner Untersuchung über Freiburgs ersten Bürgermeister (Schau-ins-Land 1913) als Exkurs beigegeben werden sollten. Dort Raum mangels halber ausgeschieden, mußte deren Veröffentlichung aus anderen Erwägungen auch weiterhin zurückgestellt werden. Ökonomische Rücksichten nötigten auch hier zu möglichster Beschränkung und damit zum Verzicht auf die wünschenswerten Quellennachweise. Wer das Bedürfnis einer Nachprüfung empfindet, dem bleibt diese an Hand der gegebenen Angaben in der Hauptsache auch so durchführbar. Eine völlig buchstabentreue Wiedergabe der angeführten Urkundenstellen konnte insoweit nicht eingehalten werden, als die erforderlichen Spezialtypen nicht zur Verfügung standen.

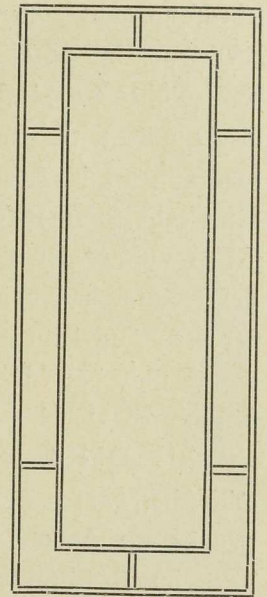
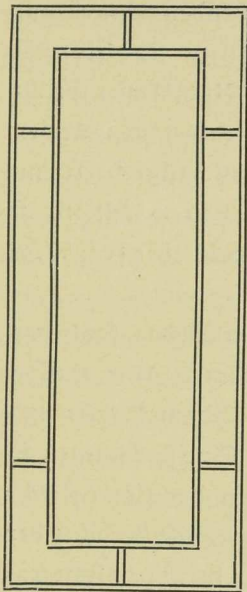


Abb. I. Oberschaffhausen, Portalbild der Albanskapelle.

Das Portalrelief der Albanskapelle in Oberschaffhausen und seine ikonographische Bedeutung.

Ein Beitrag zur Ikonographie der Engel. Von Prof. Dr. J. Sauer.

DERZU des Dorfes Oberschaffhausen¹⁾ liegt eine kleine, schlichte spätgotische Kapelle, die als Albanskapelle zum erstenmal 1481²⁾ erwähnt wird und deren Präsentationsrecht nach dem Registrum subsidii charitativi vom Jahre 1493 dem Deutschordenskomtur von Freiburg zustand³⁾. Nach Ausweis der charakteristischen Stilformen wird der Bau nicht viel früher entstanden sein. Außer dem Namen des Titelheiligen, dessen Steinfigur über dem Eingangsportal in einer Nische steht, führt die Andachtstätte im Volksmund auch den Namen „Pestkapelle“. Er findet seine Begründung in der Grabplatte vor dem Portal, deren Aufschrift:

IST . ES . NICHT . EINE .
GROSE . PLAG .
99 IN . EINEM GRAB

zweifellos auf ein Massengrab hinweist.

Schon des sehr beschränkten Raumes wegen müssen wir uns ein näheres Eingehen auf den Bau hier versagen und uns ausschließlich auf die Reliefdarstellung des Türsturzes über dem Haupt-

ingang beschränken. Die auf zwei Maskenkonsolen ruhende, von sich überschneidendem Stabwerk eingefasste, verhältnismäßig hohe Sturzplatte enthält als Bildschmuck eine Darstellung des von zwei knienden Engeln gehaltenen Veronikabildes Christi (Abb. I). Es ist ein Lieblingsmotiv spätmittelalterlicher Kirchen, meist in Chören angebracht; hier mag es sich noch besonders nahegelegt haben durch die oberhalb des Portales stehende Nischenfigur des hl. Alban, der sein Haupt vor sich auf der Brust trägt. Das Auffallendste an der ganzen Darstellung sind die zwei Engel. In der Art von Kartuschenhaltern um das Schweißtuch des Herrn angeordnet, sind sie in stark bewegter Haltung kniend erfasst: die übergroßen Fittiche weit entfaltet, den Leib nur zum Teil von einem bei der starken Bewegung zerteilten und zurückgeworfenen Mantel bedeckt. Dabei erscheinen Beine, Schenkel, Teile der Arme mit einem geschlossenen Schuppenkleid von Federn bedeckt. Als mir vor Jahren Herr Altstadtrat Wagner von dieser eigenartigen Engeldarstellung sprach, war mein erster Eindruck, daß sie recht häufig und

jedenfalls nicht außergewöhnlich sei, ohne daß ich aber damals genaue Rechenschaft hätte geben können über die Häufigkeit dieses Typus und seine lokale und zeitliche Begrenztheit. Meine Nachforschungen, über deren Ergebnisse ich hier nur einen sehr summarischen Überblick vorlegen kann, führten im weiteren Verlauf zu der interessanten Feststellung, daß das Verbreitungsgebiet der gefiederten Engel ein verhältnismäßig eng umgrenztes ist und daß sie wahrscheinlich auf ein ganz bestimmtes Vorbild sich zurückführen lassen.

Als nahe verwandt mit der Darstellung in Oberschaffhausen erwies sich gleich die Madonnen-Gruppe am Hauptportal der Kirche in Lautenbach im Renchtal von 1480⁷⁾ (Abb. 2), bei der die zwei die Krone der Gottesmutter haltenden Engel in schwebender Haltung zwischen den aufwirbelnden Mänteln ebenfalls gefiederte Beine zeigen. Auch die zwei seitlich der Inschrifttafel am Grabmal Bischof Ottos IV. von Sonnenberg († 1491) im Konstanzer Münster (vor dem Eingang zur Welserkapelle) ange-

brachten Schwebengel sind in gleicher Weise an Beinen und Armen gefiedert⁸⁾, ähnlich an Brust und Arm ein halbkniender Leuchterengel bei Münsterbaumeister Kempf in Freiburg. Der Lautenbacher Gruppe aufs nächste verwandt ist die Darstellung auf dem Schnitzaltar der Kirche zu Lichtental von 1496, auf dem die zwei schwebend über der Gottesmutter eine Krone haltenden Engel die gleiche Bein- und Armausstattung aufweisen. Gefiederte Arme weisen des weiteren zwei der Engel mit Passionswerkzeugen auf, die in der äußeren Hohlkehle des Tympanons am Hauptportal des Berner Münsters angebracht sind⁹⁾. Sie werden dem Erhard König zugeschrieben (1496), einem „westfälischen“ Meister, dessen Stil sich aber als schwäbisch ver-rät. Auch die zwei den Baldachin zurückschla-

genden von oben herabschwebenden Engel auf einer Holztafel der Sammlung Böhler in München gehören hierher. Aug. Rich. Maier spricht sie als Werke des Nikolaus Gerhaert von Leiden an, während Habich an Veit Stoß dachte⁶⁾. Wenn sich erstere Zuschreibung kaum halten läßt, so ist die Zuweisung an süddeutsche, wohl eher fränkische Kunst sicher.

Gerade hier auf fränkischem Boden fand das Motiv eine vielfältige Aufnahme. Wir treffen es sowohl bei Veit Stoß, wie Adam Krafft und Riemenschneider. Von Veit Stoß kommen in Betracht der Englische Gruß in der Lorenzkirche zu Nürnberg (1518), auf dem einige der über der

Mittelgruppe flatternden Engeln die charakteristische Befiederung aufweisen, ebenso die Mitteltafel des Bamberger Altares in der dortigen Liebfrauenkirche. Bei Riemenschneider begegnen wir unserem Motiv in der großen Gruppe der Himmelfahrt der hl. Magdalena im bayerischen Nationalmuseum zu München (Saal 16, Nr. 1)⁷⁾, wo

die zwei neben der völlig behaarten Heiligen schwebenden Engel auf Brust und Armen ein schuppiges Federkleid bedeckt (Abb. 3), auf dem Maidbronner Altar, auf dem die zwei unter den Kreuzbalken schwebenden fast unbekleideten Trauerengel auf dem ganzen Körper Befiederung zeigen⁸⁾, und auf der Mariakrönungstafel in der Jakobskirche zu Rothenburg⁹⁾. Auch die zwei die Krone über Maria haltenden Engel auf dem Pergerstörfferschen Grabmal in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg von Adam Krafft sind in gleicher Weise an Armen und Beinen befiedert¹⁰⁾. Erheblich vor Riemenschneider tritt die gleiche Ausstattung von Schwebengeln schon auf in dem Hochaltarwerk der Jakobskirche zu Rothenburg a. T.¹¹⁾ von 1466, auf dem die zwei obersten unter den Armen des Gekreuzigten schwebenden



Abb. 2. Lautenbach, Madonna am Hauptportal der Kirche.

Trauerengel ganz ähnlich der Breisgauer Gruppe gefiedert sind, und auf dem Wopfinger Hochaltar von 1472¹²⁾, wo zwei die Krone der Gottesmutter haltende ebenso dargestellt sind. Auch für die einem Stich des Meisters ES nachgebildete Kreuzigungsgruppe des Nördlinger Hochaltars hat kürzlich W. Pinder ein Engelpaar nachweisen können, dessen einer an den gewandfreien Gliedern gefiedert ist^{12a)}. Die drei Altäre haben Flügelbilder von Herlin, der sie auch signierte, aber mit den Schnitzereien selber nur insofern wohl zu tun hat, als sie in seiner Werkstatt ausgeführt wurden¹³⁾. Pinder sucht den Meister der Plastiken am Rothenburger Altar mit einigem Vorbehalt, denjenigen am Nördlinger Altar unbedingt in Simon Lainberger. Die Art der Befiederung in Form eines den ganzen Körper bedeckenden Federkleides, wie sie auf den Herlin- und Riemenschneideraltären begegnet, weisen auch die zwei Holzfiguren kleiner schwebender, nur mit flatternden Tüchern behängter Engel auf (Abb. 4), die bei Sirth als bayerische Arbeit des 15. Jahrhunderts veröffentlicht sind¹⁴⁾. Ein anderer vom Ende des 15. Jahrhunderts war in der Sammlung Wilczek auf Kreuzenstein vorhanden¹⁵⁾. Im bayerischen Grenzgebiet ist dann wohl auch der in letzter Zeit häufig genannte, bald Riemenschneider, bald mit mehr Recht Veit Stofz zugeschriebene Hochaltar der Kirche zu Kefermarkt entstanden (um 1500). In seinem Baldachingest setzen zwei in kühnem Flug herabschwebende Engel von ganz ähnlicher Bildung und gleicher Befiede-

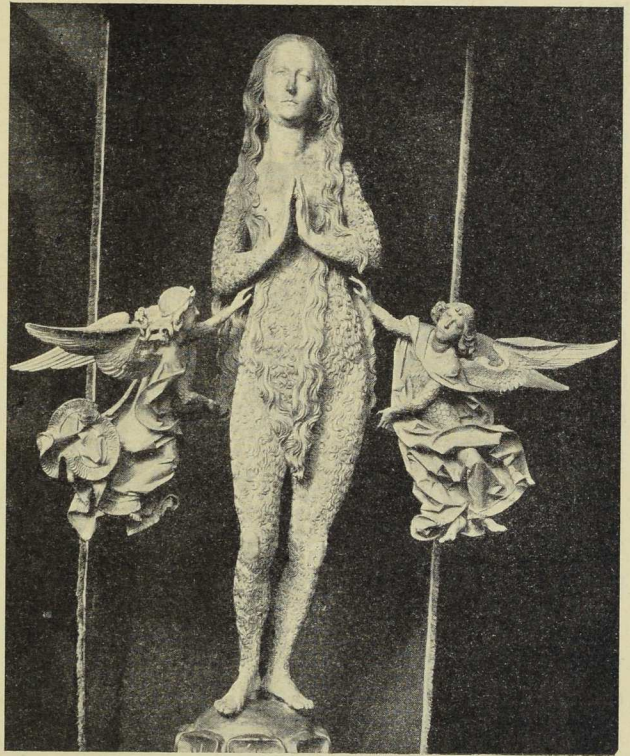


Abb. 3. Riemenschneider, Himmelfahrt der hl. Magdalena, München.

rung wie die zuletzt genannten Beispiele der Gottesmutter die Krone auf¹⁶⁾. An weiteren Darstellungen, die alle das gleiche Motiv wiederholen, nenne ich die Seraphim und Cherubim (mit gefiederten Beinen) auf einem Stück des Burgundischen Paramentenschatzes¹⁷⁾, sowie die zwei Engel auf einem Stich des Meisters PW mit einer Gruppe der Anna Selbdritt¹⁸⁾.

Alle diese Beispiele weisen gemeinsame Züge so bestimmter Art auf, daß sie sich nur durch

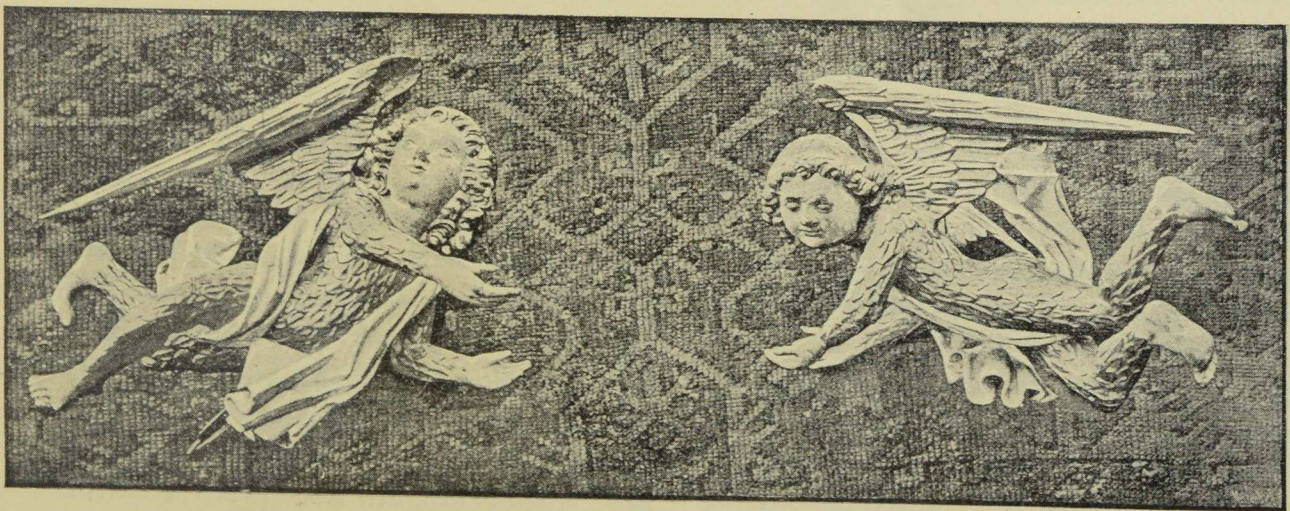


Abb. 4. München, Nationalmuseum, gefiederte Engel.

Zerleitung aus einer gemeinsamen Vorlage erklären lassen. Die dargestellten Engel sind entweder in fast horizontaler Schwebelage erfasst oder in halbkniender Haltung, der ein Herab- oder ein Heranschweben unmittelbar vorangegangen ist. Sie sind durchgängig seitlich einer Mittelfigur oder eines Gegenstandes angeordnet in irgend einer Dienstleistung. Bei der schwäbisch-süddeutschen Gruppe scheint sich diese sachliche Bedeutung zuletzt zu einer mehr ornamentalen einfacher Kartuschenhalter abgeschwächt zu haben

(Oberschaffhausen, Konstanz), so daß sie ein Gegenstück zu den „wilden Männern“ seitlich der Wappen des 16. Jahrhunderts bilden. Das Vorbild für diese ganze Gruppe aber sind Stiche des Meisters ES. Auf dreien derselben finden wir den eigenartigen Engeltyp, auf der großen Geburt Christi¹⁹⁾, dem einer Kreuzigungsgruppe, auf der einer der beiden Engel unter dem zurückgeschlagenen Mantel vollständige Befiederung des Leibes zeigt²⁰⁾, auf

dem Stich der Himmelfahrt der Magdalena²¹⁾ (Abb. 5). Auf ersterem sehen wir rechts über dem Stallgebäude einen die Gloria-Rolle haltenden Engel, dessen Arme und unter dem Gewand vorgestreckte Beine völlig gefiedert sind. Seitlich der Magdalena aber sind jederseits drei Engel angebracht, bemüht, die Heilige aufwärts zu tragen; in ganz regelmäßiger Reihenfolge wechseln völlig gewandbekleidete mit solchen, die unter den aufwirbelnden Kleidern Befiederung zeigen. Dieser Stich ist bekanntlich auch in einen fragmen-

tarisch vor einigen Jahren in Mainz gefundenen Model geschnitten worden²²⁾, was immerhin einen Schluß auf die Volkstümlichkeit der Darstellung zuläßt. Die drei Stiche des Meisters ES enthalten in der Art der Befiederung, Körperhaltung und in bezug auf die ihnen zugeordneten Funktionen alle die Eigentümlichkeiten, die wir bei den oben erwähnten Beispielen gefiederter Engel festgestellt haben, so

zwar, daß wir geradezu eine fast unveränderte Herübernahme der Motive erkennen können. Die gleiche seitliche Anordnung, gelegentlich auch die gleiche Abwechslung zwischen gefiederten und ungefederten Engeln; Übereinstimmung auch in den Posen, Bein- und Armhaltungen, so daß der Schluß nicht von der Hand zu weisen ist, daß der nicht ganz alltägliche Engeltyp nach dem Stiche des unbekannteren ES-Meisters geschaffen wurde. Daraus mag es auch zu erklären sein, daß sich das Motiv der gefiederten Engel bei den späteren Meistern nicht als fester bleibender Typ eingebürgert hat,

sondern nur vereinzelt, äußerlich, als fremde Anleihe übernommen wird. Riemenschneider z. B. gebraucht ihn nur ausnahmsweise bei den vier genannten Darstellungen; dabei ist er wohl bei Darstellung der Himmelfahrt der Magdalena darauf hingelenkt worden durch die Behandlung des gleichen Gegenstandes beim Meister ES. Er sieht aber von diesem Engeltyp ab, wiewohl er ebenso gut ihn hätte verwenden können, auf den Grabmälern des Rudolf von Scherenberg und des Lorenz von Bibra im Würzburger Dom, bei



Abb. 5. Meister ES, Himmelfahrt der hl. Magdalena.

der Grablegung der Magdalena in M \ddot{u} nnerstadt, auf der Rosenkranztafel auf dem Kirchberg bei Volkach, auf der Anna-Selbdritt-Tafel im Marienaltar der Jakobskirche zu Rothenburg (allerdings Werkstatt-Arbeit), und gleiches gilt auch von Veit Stoß und Adam Krafft. Keines der genannten Werke, die das Motiv aufgenommen haben, fällt vor das Jahr 1460, den spätesten Zeitpunkt, an dem nach Lehrs die drei genannten Stiche entstanden sein müssen. Am frühesten scheint der Schnitzer in Herlins Werkstatt die Stiche benützt zu haben²³); aber auch im Breisgau und in Lautenbach, das um diese Zeit nachweislich Beziehungen zu Straßburg hatte, setzt seit den 80er Jahren — alles auf Grund des noch vorhandenen Denkmälerbestandes — die Verwertung der Stichvorlage ein; nimmt man nach der bisherigen Anschauung die Tätigkeit des einstweilen noch unbekanntes Meisters ES am Oberrhein — Straßburg, Freiburg, Bodensee — an, so kann sein früher Einfluß auf die oberbadische Kunst nicht weiter wundernehmen. Schwieriger zu erklären ist das Eindringen unseres Motivs aus den ES-Stichen in die fränkisch-bayrische Kunst. Der etwaige Hinweis auf die weite Verbreitung der Stiche löst meines Erachtens nicht alle Schwierigkeiten, vor allem macht er den Umstand nicht hinreichend verständlich, daß schon in den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts, bald nach der mutmaßlichen Entstehung der Stiche, sie als Vorlagen in Herlins Werkstatt benützt werden konnten.

Ein einziges Beispiel kenne ich bis jetzt, das wahrscheinlich zeitlich vor die Stiche zu setzen ist, den Engel an einem Denkmalsentwurf für Herzog Ludwig den Bärtigen in München, den Leonhard und Bossert dem Mulscher zuschreiben²⁴), mit nicht durchweg überzeugenden Gründen. Auch die Datierung dieses Entwurfes in die Mitte der 30er Jahre ist nicht durchaus gesichert, denn der Herzog Ludwig spricht sich über den Auftrag auch noch 1438 aus, und Bode meinte, den Entwurf als charakteristisch für die Kunst am bayerischen Hof nach der Mitte des 15. Jahrhunderts ansehen zu müssen, so daß bei dieser spätern Ansetzung immerhin noch eine Abhängigkeit von einem der Stiche des Meisters in Frage kommen könnte. Aber auch wenn man an eine solche nicht denken

will, liegt hier ein etwas anderer Typ der Schwebengel vor, der meines Dafürhaltens auf eine frühere Entwicklungsstufe der gefiederten Engel hinweist. Der kleine Engel, der unten das Kreuz des Gnadenstuhles hält, besteht nur aus Kopf und Hals und zwei Fittichen, gehört also zur Gruppe jener hybridenhaften Zwitterwesen von halb Mensch, halb Vogel. Der Hals ist vollständig mit einem Federkragen bedeckt. Engeln ganz gleicher Bildung und Befiederung zeigt eine holländische Miniatur vom Anfang des 15. Jahrhunderts mit Darstellung einer Vision



Abb. 6. Engel vom Mosesbrunnen in Dijon.

der Apokalypse²⁵). Sie ist enthalten in einer dem Heinrich von Arnheim und dem Jahr 1403 zugeschriebenen großen Bibel, die sich in der Bibliothèque Royale zu Brüssel (Mss. 204/05) befindet. Bemerkenswert ist das frühe Datum, unmittelbar nach Entstehung des Mosesbrunnens von Dijon, von dem gleich die Rede sein wird. Besser als vieles andere zeigt diese kleine ikonographische Einzelheit den engen Zusammenhang zwischen dem Stil des Claus Sluter und der niederländischen Kunst. Ein anderes Beispiel solcher Befiederung weisen auch zwei Engel auf dem Veit Stoß zugeschriebenen, nach Losnitzer eher in die Donaugegend gehörigen Johannes-Altar der Krakauer Florianskirche auf²⁶). Bei Darstel-



Abb. 7. Verkündigungengel am Portal der Stiftskirche in Baden-Baden.

lungen solcher Art ist nach meinem Dafürhalten das Vorbild in dem schönen trauernden Engel am Mosesbrunnen des Claus Sluter in Dijon (Abb. 6) zu suchen²⁷⁾ um 1400. Völlig bekleidet zeigt er die halbentblößte Brust und den Hals mit einem geschlossenen Federkleid bedeckt. Dieser Engeltyp in selbständigerer, über das Vogelartige, mehr Ornamentale der gefiederten Engelwesen der Striche des Meisters ES hinausgehender Bedeutung, mit einem Federwams am ganzen Körper, hat bei uns eine Vertretung gefunden in dem Verkündigungengel am Hauptportal der Stiftskirche zu Baden-Baden (Abb. 7), vor allem aber in mehrfachen Michaelsdarstellungen englischer Kirchen des 15. Jahrhunderts, von ähnlicher Gestalt wie die Engel in den Apokalypseminiaturen der holländischen Bibel von 1403, und zwar hier in England auch in der Malerei, während sich sonst in Mitteleuropa fast ausnahmslos nur die Plastik des Motivs bemächtigt hat. Von den mir bekannt gewordenen Beispielen nenne ich nur die Wandmalerei mit einem Michael bei der Seelenwägung in der Kirche zu Bovey Tracey (Devon)²⁸⁾, in einer ähnlichen Darstellung der Kirche von South Leigh (Oxfordshire)²⁹⁾, in Plastik am Taufstein zu Southfleet (Kent)³⁰⁾. Vor allem kommt für England in Betracht der plastische Engelfries in der Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abbey in London vom Anfang des 16. Jahrhunderts (Abb. 8), der in regelmäßiger Abwechslung Engel mit einem vollen Feder-

einem gewöhnlichen Kleid zeigt³¹⁾. Das Gefieder ist hier zu einem sogar gegürteten Wams menschlicher Wesen geworden; der vogelartige Charakter der Engelwesen des Meisters ES und seiner Nachfolger hat sich hier wie schon bei Claus Sluter oder am Portal der Stiftskirche von Baden-Baden völlig verloren.

Ältere Beispiele gefiederter Engel über Claus Sluter habe ich bis jetzt nirgends feststellen können. Die Anregung aber dürfte der burgundische Meister durch das geistliche Schauspiel, näherhin das Weltgerichtsspiel erhalten haben. So würde sich die wamsartige Befiederung erklären und vor allem auch die Tatsache, daß vorab Michael in diesem Kostüm dargestellt wird. Die Kostümangaben der uns erhaltenen Mysterientexte enthalten zwar nur ganz summarische Hinweise: Weißes Kleid, Krone, Szepter. Noch weniger ist darüber in der sonstigen Literatur zu finden. Durandus, der die Anschauungen des 13. Jahrhunderts sehr geschickt zusammenfaßt, weiß von den Engeldarstellungen nur zu sagen, daß sie diese Wesen in blühender Jugend zeigen, weil sie nie altern (*depinguntur angeli tamquam in aetate juvenili florentis*. *Rationale* I, 3 nr. 8). Ebenso wenig versucht sich die mystische Literatur, die doch in der Schilderung heilsgeschichtlicher Vorgänge und Erscheinungen überaus einläßlich und allgemein verständlich ist, in einer näheren Beschreibung



Abb. 8. Gefiederter Engel in der Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abbey zu London.

des Aussehens der Engel. Aber der Engelstypus war von altersher festgelegt. Als Bote Gottes für blitzartige Dienste trägt er nach dieser menschlichen Auffassung Flügel. Nun konnte man in einer Zeit des erwachenden Natursinnes die menschliche Gestalt mit Flügeln nicht mehr so recht sich zusammendenken; die Fantasie wollte wenigstens einen konsequenteren, organischeren Aufbau der einen Wesensnatur, und so erhielt der Illusion wegen der ganze Körper eine durchgängige Befiederung. Wie Flugwesen in menschlicher Gestalt in dieser Zeit des Realismus dargestellt wurden, zeigt der Dädalus vom Campanile zu Florenz (Abb. 9): er trägt eine Befiederung am ganzen Körper, die derjenigen bei Claus Sluter oder der unmittelbar davon abgeleiteten sehr nahe kommt, so daß man versucht sein könnte, an eine gewisse Abhängigkeit zu denken.

Das Bestreben, der Engelgestalt bessere Wahrscheinlichkeitsform zu geben, tritt uns auch sonst in dieser Zeit entgegen. Die Kunst der Eycks betont mehr den Charakter der Diener Gottes (der Diaconi) und gibt den gewöhnlichen Engeln das reichste Diakonalgewand, dem Streiter Michael aber volle Rüstung, die im 15. Jahrhundert fast überall nahezu Regel wird. In Italien, aber auch in einzelnen Gebieten der nordischen Kunst, wie in der vlämischen und niederrheinischen, behält man wohl den traditionellen Engelstyp bei, sucht aber in der Darstellung der Fittiche das Überirdische, Paradiesische der Engel zum Ausdruck zu bringen, indem ihnen das reichste und schönste Farbenspiel verliehen wird, das die Fantasie des Menschen aus den Erscheinungsformen der Natur kennt. Bald sind die Flügel in leuchtende Regenbogenfarben³²⁾ getaucht, bald weisen sie Pfauenaugen³³⁾, bald die schönen Zeichnungen von Schmetterlingen³⁴⁾ auf. Eine Annäherung an unsere obige Gruppe von Engelsdarstellungen bedeutet es, wenn auch bei Italienern gelegentlich gefiederte Halskrägchen vorkommen, wie bei dem einen Engel in Cimabue's da Conegliano thronender Madonna in den Uffizien zu Florenz (Nr. 174) oder auf dem Tontabernakel eines modenesischen Meisters im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin (Nr. 16).

Derber und sachlich nüchterner als dieser italienische Realismus ist zweifellos der nordische

des burgundischen Meisters, der zunächst nach England und dem schwäbischen Gebiet hinüberwanderte und in letzterem eine weitere Ausprägung bei dem Meister ES fand, die fast unverändert bei einer großen Anzahl süddeutscher Meister wiederholt wird. Für die Beziehungen dieses Meisters zur burgundischen Kunst, für die Lokalisierung seines Schaffens und für die konkrete Erfassung seines Einflusses dürfte diese Feststellung einer ikonographischen Einzelheit von einiger Bedeutung sein. Denn es ist immerhin beachtens-

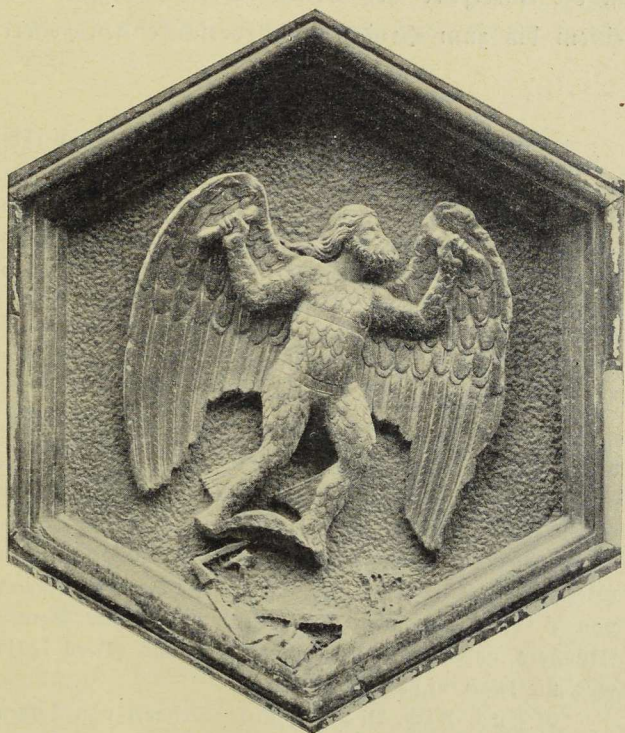


Abb. 9. Dädalus am Campanile in Florenz.

wert, daß die Nachwirkung seiner Striche alsbald nach ihrer Entstehung in der Gegend von Freiburg und am Bodensee, im Fränkischen und dann weiterhin im Bayerischen zu beobachten ist. Im Norden habe ich einstweilen diese charakteristische Befiederung nur auf dem Schnitzaltar der Marienkirche von Prenzlau (1512 in Lübeck gefertigt) finden können³⁵⁾. Die von Pinder (Zeitschrift für bildende Kunst 1921, S. 204) jetzt noch namhaft gemachten Beispiele in Trier (Epitaph der Elisabeth von Görlitz, † 1451, in der Dreifaltigkeitskirche; Altartafel des Bildhauers Peter von Wederath in der Gangolphskirche) und im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig (vorher in der Sammlung Weber in Hamburg) mit Magdalena

zwischen Engeln entziehen sich meiner Kenntnis. Es ist aber bemerkenswert, daß sie in die Zeit zurückgehen, da mit den Stichen des ES-Meisters dieser Engeltyp zum erstenmal bei uns weiteren Breiten bekannt wird. Am Oberrhein selber erhält sich dieser Typ noch im 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in einigen der bedeutsamsten Altarwerke. Im Isenheimer Altar tritt einer der Engel des Weihnachtskonzertes in einem vollständigen Federkleid auf, und auf Holbeins Altar in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters ist die Unterseite der Arme bei den Engeln mit einem bis zum Handgelenke fortlaufenden Feder-

kamm besetzt, ein Motiv, das ganz ähnlich auch im Mittelstück des Breisacher und des Niederrotweiler Hochaltars um die gleiche Zeit aufgenommen wird. Baldung läßt den Federansatz der Flügel nur über den obersten Teil der Rückseite des Oberarmes sich fortsetzen (Hochaltar des Freiburger Münsters. Schmerzensmann in der Städtischen Sammlung) — immerhin beachtenswerte Zeugnisse für das Fortleben des Motivs der gefiederten Engel gerade im Breisgau, wo in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts die Portalengel von Oberschaffhausen entstanden sind in engster Abhängigkeit von einem Stich des Meisters ES.

Anmerkungen.

1) Die Kunstdenkmäler Badens, Bd. VI, erwähnen die Kapelle nicht weniger als dreimal: S. 203 unter Oberschaffhausen als „jetzt wohl eingegangen“, S. 120 und 525 unter Bdgingen, mit näherer Beschreibung.

2) S. Krieger, Topogr. Wörterbuch II, 390.

3) Freib. Diöz.-Arch. 24, 208.

4) Kunstdenkmäler Badens VIII, Taf. IV.

5) Phot. Kratt (Karlsruhe); kleine Abb. bei Gröber, Das Konstanzer Münster (Lindau o. J.), S. 43.

5a) Vgl. die Abbildung bei Rahn, Geschichte der bildenden Kunst in der Schweiz (Zürich 1876), S. 725. — B. Zandke und Aug. Müller, Das Münster in Bern (Bern 1894), Taf. zu S. 106. Die neueste Veröffentlichung von U. Nicolas über die Hauptvorhalle des Berner Münsters und ihren bildnerischen Schmuck (Bern 1921) war mir leider nicht zugänglich.

6) Aug. Rich. Maier, Tit. Gerhaert von Leiden (Straßb. 1910), Taf. V, S. 25. Zabich im Münchener Jahrb. der bildend. Kunst I (1907), S. 66 ff.

7) Vgl. Anton Weber, Tilman Riemenschneider (Regensb. 1911)², S. 213 ff.; Streit, Tilman Riemenschneider (Berlin 1888), Taf. 48.

8) Streit, a. a. O., Taf. 51; Weber, a. a. O., S. 126.

9) Abb. bei A. Weber, a. a. O., S. 178.

10) Vgl. Daun, Peter Vischer und Adam Krafft (Bielefeld 1905), S. 125.

11) Vgl. M. Schütte, Der schwäbische Schnitzaltar (Straßb. 1907), Taf. 43, 44, dazu S. 233.

12) Vgl. Schütte, a. a. O., Taf. 8, dazu S. 192.

12a) W. Pinder, Zur Vermittlerrolle des Meisters ES in der deutschen Plastik, Zeitschr. für bild. Kunst 1921, 197. Diese Studie ist mir erst während der Drucklegung zu Gesicht gekommen. Ich erwähne das wegen ihres Schlußabschnittes, in dem Pinder auch die Frage nach dem gefiederten Engeltypus kurz berührt und ihn auf den Meister ES zurückführt.

13) Vgl. Dehio, Handb. der deutschen Kunstdenkmäler, III², S. 76 und Friedr. Zandke, Friedrich Herlin (Straßb. 1900), S. 32, 37.

14) Zirths Formenschatz, 1901, Nr. 88.

15) Leisching, figurale Holzplastik I: Wiener Privatbesitz (1908), Taf. XVII, Nr. 37.

16) Vgl. Florian Oberchristl, Der got. Flügelaltar in der Kirche in Kefermarkt (Linz 1904), Taf. zu S. 46; auch bei Leisching, figurale Holzplastik II: Aus österr. Museen und Kirchen, Taf. LXXIX. Gute Abb. auch in Christl. Kunstbl. (Linz) 1913, S. 71.

17) J. v. Schloffer, Der Burgund. Paramentenschatz, Taf. X.

18) Vgl. Katalog der deutschen Kupferstiche des 15. Jahrhunderts im Germanischen Museum (München 1888), Taf. VII, dazu S. 56.

19) Geisberg, Die Anfänge des deutschen Kupferstiches. Der Meister ES, Taf. 31.

20) Ebenda, Taf. 38.

21) Ebenda, Taf. 34.

22) Einen Abguß erhielt ich gleich nach der Aufdeckung von meinem Freunde Heinzr. Wallau in Mainz, dem ich die künstlerische Herkunft bestimmen konnte. Seitdem ist das Stück auch behandelt worden von W. von Bode und W. G. Volbach, Gotische Formmodel, Jahrb. der K. Preuß. Kunstsammlungen, 1918, 125 und Taf. V, 5.

23) Über die häufige Verwertung der Stiche, und zwar ihrer Gesamtkomposition wie einzelner Motive daraus in der Kunst des 15. Jahrhunderts vgl. Geisberg, a. a. O., S. 21.

24) Münchener Jahrb. der bild. Kunst, 1910, II, 173. Boffert in Kunstchronik N. F. 22 (1910/11), 254.

25) Vgl. J. Vogelsang, Holländische Miniaturen in späterem Mittelalter (Straßb. 1899) Tafel V. Noch charakteristischer ist eine andere mir in einer photographischen Aufnahme vorliegende Miniatur der gleichen Bibel mit dem den Drachen besiegenden Michael.

26) Vgl. Klassischer Skulpturenschatz III Nr. 431. Leisching, figurale Holzplastik II: Aus österr. Museen und Kirchen, Taf. LXVIII, Nr. 138. Loßnitzer, Veit Stof (Leipzig 1912), S. 72, 131.

27) Gute Abbildung bei Michel, Histoire de l'art III, I, 384.

- 28) Burlington Magazine XXI (1912), Taf. zu S. 250.
 29) Burlington Magazine XXII (1912/13), Taf. zu S. 101 und dazu S. 103.
 30) Burlington Magazine XXII, S. 103.
 31) Vgl. die Abb. bei Michel, Hist. de l'art III, I, 423. Unserer Abbildung 8 liegt eine photographische Aufnahme von Prof. Weise in Tübingen zu Grunde.
 32) Vgl. beispielsweise die Madonna von Jan van Eyck im Antwerpener Museum Nr. 411; Memlings großes Bild ebd. Nr. 780; die Anbetung des Jesuskindes von einem flämischen Meister im Musée Royal zu Brüssel (Nr. 543), den Verkündigungengel von Petrus Christus im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin Nr. 529 A; das Bild eines niederheim. Meisters ebd. Nr. 1820; die Anbetung des Jesuskindes von Desendente Ferrari ebenfalls im Kaiser-Friedrich-Museum Nr. 1147; Peruginos Himmelfahrt Mariæ



- in der Accad. di Belle Arti in Florenz Nr. 57; ebd. auch die Verkündigung angeblich von Fra Angelico Nr. 234.
 33) Vgl. u. a. das Bild eines niederheim. Meisters um 1325–50 im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin Nr. 1216; das einer thronenden Madonna von Sano di Pietro in der Accad. di Belle Arti zu Siena (Nr. 246), einer Krönung Mariæ ebd. Nr. 269; die Michældarstellung ebd. Nr. 255, 260, 272.
 34) Vgl. u. a. den Engel in dem Bild der Vision des Johannes von Hieronymus Bosch im Kaiser-Friedrich-Museum Nr. 1647 A; den großen im Vordergrund stehenden Engel in einer Szene der Apokalypse in der großen Miniaturbibel des Heinrich von Arnheim (Vogelsang, Holländ. Miniaturen Taf. VI.)
 35) Münzenberger-Beißel, Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterl. Altäre Deutschlands (Frankf. 1885 ff.) I. Taf. 60.

Grabplatte aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts errichtet für zwei Glieder der Familie Baldung.

Außen am Chor der alten Kirche in Eschbach, Amt Staufen, befindet sich eine Grabplatte, die 1596 für die Kinder „Anna Helena“ und „Johanna Maria Baldungine von Löwen“ errichtet wurde. Obwohl sie als einzigen ornamentalen Schmuck das quergestellte Oval mit dem Kränzchen aufweist, so ist sie doch durch die geschmackvolle Verteilung von Schrift, Ornament und Wappen im Raume und durch die fein abgewogenen Größenverhältnisse dieser Dinge zu einander von besonderer Schönheit, und kann diese Grabplatte daher dem Kunstgewerbe süglich als musterghütteste Vorbild vorgeführt werden. Außerdem erweckt diese sauber gearbeitete Steinmetzarbeit, die nach dem unten zwischen den beiden Wappen befindlichen Steinmetzzeichen von einem H. I. S. stammt, auch in genealogischer und heraldischer Hinsicht unser Interesse.

Wer die Inschrift nur flüchtig liest, glaubt zunächst, daß zwei Kinder aus dem Geschlecht „von Löwen“ unter dieser Platte ruhen, aber bei näherem Zusehen bemerkt man den eigentlichen Geschlechternamen „Baldung“, dem die weibliche Endigung „ine“ angehängt ist. Also zwei Kinder der Familie Baldung, deren einer Zweig 1591 mit dem Prädikat „von Löwen“ geadelt wurde, liegen in Eschbach begraben. Der Vater der Kinder war der in Eschbach ansässige Johann Hartung Baldung von Löwen, der mit der Anna Ifflinger von Granegg verheiratet war. Nach einer mir in liebenswürdiger Weise von Stadtarchivar Dr. Zefele mitgeteilten Stammbaumskizze stammte dieser Johann Hartung Baldung von Löwen von Christoph Baldung ab, der eine Tochter des Freiburger Philologen und Universitätsprofessors Johann Hartung zur Frau hatte. Als Eltern dieses Christoph sind der Freiburger Altobstermeister Johann Baldung und seine Frau Margarete geb. Vehus urkundlich belegt. Der Vater der letzteren war alsdann Dr. jur. Kaspar Baldung, der Professor an der Freiburger Universität und im Jahre 1521 Rektor derselben war. Kaspar Baldung hatte zwei Brüder, den Maler Hans Baldung und den Dr. med. Hieronymus Baldung; sie waren Söhne des aus Gmünd stammenden Straßburger Prokurators Johann Baldung. Bekanntlich hat der Maler Hans Baldung sein Altarwerk im Freiburger Münster auf der Rückseite signiert und dem Namen „Gamundensis“ hinzugefügt, um anzudeuten, daß seine Familie aus Schwäb. Gmünd*) stamme; geboren ist der Maler aber in Weyersheim bei Straßburg. Die Wappen auf der Grabplatte in Eschbach sind die der Eltern der Kinder, für die jene errichtet wurde. Das geviertete auf der heraldisch rechten Seite stehende zeigt in Feld 1 und 4 das Einhorn, das man sich silbern mit goldenem Horn und dergleichen Hüfen im roten Felde zu denken hat; es ist das Wappenbild der bürgerlichen



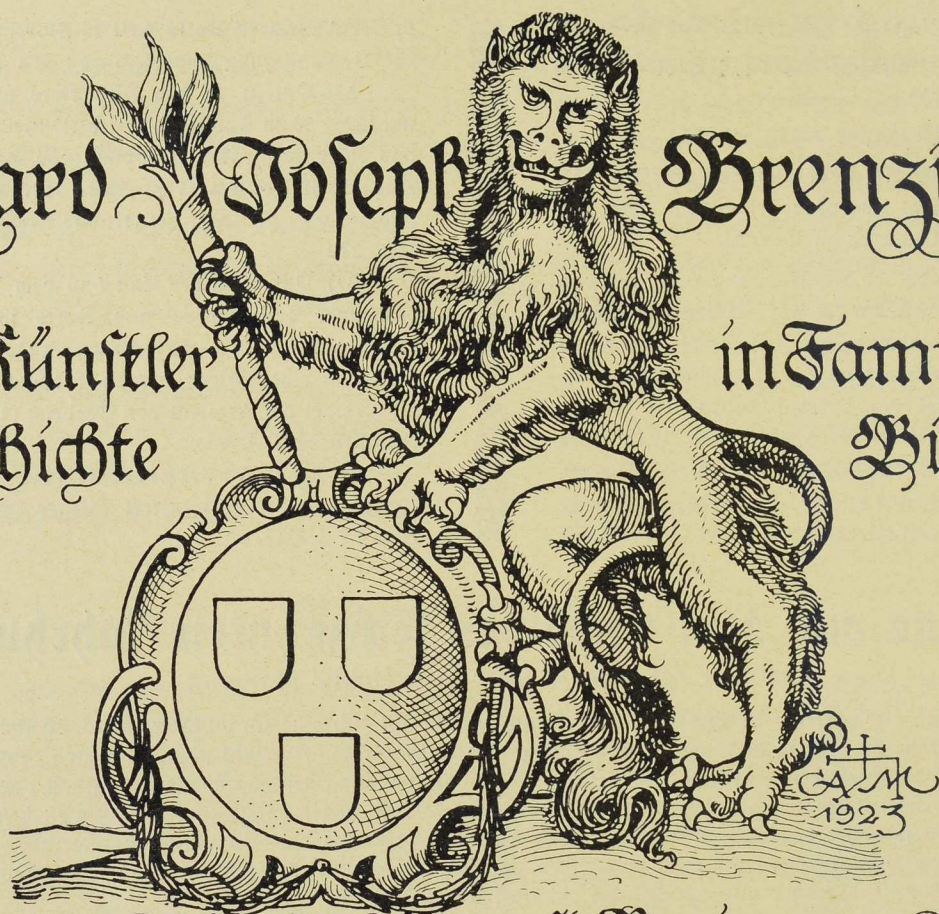
Als Eltern dieses Christoph sind der Freiburger Familie Baldung. In Feld 2 und 3 erscheinen jeweils zwei gegeneinander aufgerichtete, auf Dreiberngen stehende Löwen, die ein Kreuz emporhalten. Die Erweiterung des Baldungischen Wappens mit diesem Wappenbilde ist bei der Verleihung des Titels „von Löwen“ erfolgt. Zwischen unserer Skulptur und der Abbildung des Baldung von Löwenschen Wappens im oberbad. Geschlechterbuch befindet sich ein Unterschied, auf den ich bei dieser Gelegenheit hinweisen möchte. Bei letzterer fehlt nämlich das Kreuz, das die Löwen emporhalten. Da das oberbad. Geschlechterbuch für seine Darstellung die Quelle nicht angibt, so möchte ich einstweilen unserem steinernen Dokument in dieser Frage den Vorzug geben. Das andere der beiden Wappen trägt als Bild eine fünfblättrige Lindenstaude (goldene Staude auf rotem Felde), es ist das Wappen des Geschlechtes Ifflinger von Granegg, das seinen Stammsitz in Ifflingen im Oberamt Freudenstadt hatte und die Schlösser Granegg und Friedeck bei Niedereschach im Amt Villingen besaß.
 f. Ziegler.

*) Wer einmal Gelegenheit hat, die städtische Sammlung in Schwäbisch-Gmünd zu besuchen, findet dort ein Aquarell, das die Rückseite des Freiburger Zochaltares zum Gegenstand hat, das von der Hand des Freiburger Bildhauers Adolf Knittel stammt und von diesem dahin geschenkt wurde. Diese Tatsache mag hier deshalb erwähnt sein, um für die spätere Freiburger Generation festzuhalten, in welcher sinniger Weise der Mitbürger Adolf Knittel sein Dankgefühl für genossene Lazarettverpflegung in Schwäbisch-Gmünd anlässlich des Feldzuges 1870/71 zum Ausdruck gebracht hat.

Erhard Joseph Brenzinger

Eine Künstler
Geschichte

in Familien-
Bildern



Von Dr. Joseph August Beringer

EIN Lexikon, kein Handbuch der Kunstgeschichte, nicht einmal ortsgeschichtliche Veröffentlichungen sprechen bis in die neueste Zeit von E. J. Brenzinger als Künstler. Die Briefe „Aus dem Nachlaß von Karl Mathey“ (Leipzig, S. Hirzel, 1898) erwähnen seinen Namen erstmals als „Maler in Mannheim“ in einer für weitere Kreise berechneten Form. Diese Feststellungen berechtigen nicht zu der Annahme, Brenzingers künstlerische Leistungen seien belanglos und deshalb zu Recht vergessen. Brenzingers Name als Maler ist vielmehr deswegen vorübergehend der Vergessenheit anheimgefallen, weil er während seines Lebens abseits vom lebendigen Strom der Kunst gearbeitet und gewirkt hat, weil das Werk seines Schaffens lediglich dem engen Familien- und Freundeskreis verblieb und weil sein Tod in eine Zeit fiel, die sich mit ganz anderen Idealen und Dingen befaßte, als Brenzinger sie vertrat. Seit Umwandlung unserer politischen und religiösen Verhältnisse ist der Weg zu einer Überprüfung des künstlerischen

Nachlasses von Erhard Brenzinger wieder frei und der Anlaß zu einer neuen Wertung seiner Kunst wiederum gegeben, wie es erstmals in erweiterter Form in Nr. 10/12 der Mannheimer Geschichtsblätter 1919 (XX. Jahrgang) geschehen ist.

* * *

Erhard Joseph Brenzinger entstammt einem seit 1589 zu Freiburg i. Br. bodenständigen Geschlecht, das ursprünglich aus schwäbischem Gebiet und bäuerlichem Stamm dorthin eingewandert war*). Von den Vorfahren unseres Malers gehörte der erste Freiburger Jakob Brenzinger dem Handwerkerstand an, während sich dessen Nachkommen alsbald gelehrten Berufen zugewandt haben. Jakobs Sohn, Magister Johann Baptist, der zuerst in schauenburgischen Diensten als Amtmann der Herrschaft Kirchhofen wirkt, kehrt im reifen Mannesalter wieder in die Bürgerschaft seiner Heimatstadt zurück, wird Amtschreiber in Freiburg und stirbt daselbst hochbetagt 1685 als Senator.

*) Das Wappenbild der Familie, ein schreitender Löwe mit brennender Fackel, ist in der Titelvignette verwertet.

In seinem Sohn Johann Caspar, der 1650 zu Kirchhofen geboren war, begegnet uns der erste Maler des Geschlechtes, der sowohl in den Ratsprotokollen und Kirchenbüchern, wie auch als Kunstmeister der Malerzunft als „seiner Kunst ein Maler“ genannt wird; er ist auch als Verwalter von Schaffneien bekannt. Von ihm ist aus dem Jahre 1681 ein Reisepaß vorhanden, der uns meldet, daß er nach Italien reist. Obgleich er in zahlreichen Urkunden als „Kunstreich“ benannt wird, sind Werke der Malerei von ihm nicht bekannt. Er starb als Ratsherr seiner Vaterstadt hochbetagt 1737. Johann Caspars Sohn Franz Jakob war ebenfalls als Amtmann des Klosters S. Blasien in Krozingen und in Freiburg Verwaltungsbeamter und auch sein Sohn Benedikt Caspar behielt diesen Beruf bei.

Dieser, Johann Caspars Enkel, Benedikt Caspar wurde 1773 in Fürstlich Schwarzen-

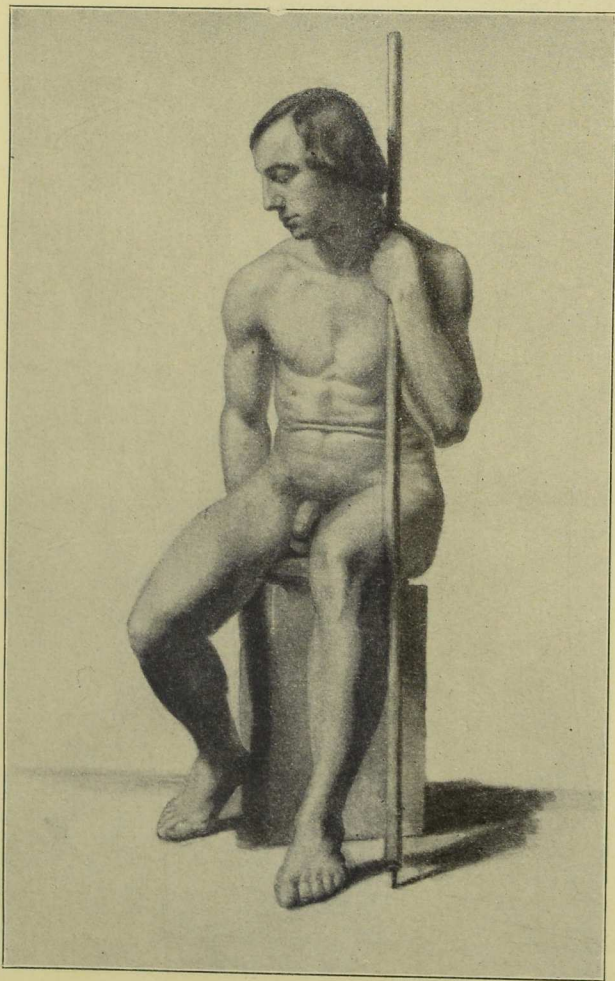


Abb. 1. Sitzender Akt. Kohlezeichnung.
Bes.: Dr. Veringer, Mannheim.

bergische Dienste zu Illereichen übernommen, verheiratet sich dort 1784 mit Maria Magdalena geb. Geiger, kommt 1800 in gleichen Diensten als Obervogt nach Jestetten und 1804 nach Tiengen im Alettgau, wo ihm als sein letztes Kind Erhard Joseph geboren wird. Zehn Geschwister belebten Familie und Haus, nachdem zwei in jungen Jahren weggestorben waren. Es scheint, daß die zahlreich vorhandenen Kinder mit den Kindern des im gleichen Hause, dem geräumigen Schloßgebäude, wohnenden Geh. Regierungsrates v. Weinzierl und des Kammerrates Hug eine gute Erziehung genossen haben. Zwei der Brenzingerschen Töchter verheirateten sich mit Söhnen der ebengenannten Familien; ein Sohn holt später seine Frau aus der befreundeten, daselbst im Forstdienst beamteten Familie Seemann.

Die Knaben hatten jedenfalls eine gute, noch auf den rationalistischen Grundsätzen des 18. Jahrhunderts aufbauende Erziehung, der die Einführung in die Künste nicht fehlte. Alle Knaben besuchten das Gymnasium in Freiburg, wo sie bei Verwandten wohnen konnten, bis die Eltern 1818 im Ruhestand nach Freiburg zogen.

Erhard war damals 14 Jahre alt und verlor schon zwei Jahre später seinen Vater, der am 15. Oktober 1820 in Freiburg, seiner Heimatstadt, starb.

Noch aus den Tiengener Jahren sind von dem am 7. April 1804 geborenen Erhard Joseph Zeichnungen erhalten. Während die österreichischen Heeresmassen im Befreiungskampf gegen die Napoleonische Militärherrschaft den Oberrhein überschritten und ins obere Elsaß einmarschierten, zeichnete der zehnjährige Erhard bereits sehr genau und verständnisvoll Landschaften und Figuren nach Kupferstichen. Aus dieser frühen Zeit haben sich noch 3 Blätter erhalten: eine mit menschlichen Figuren und einem Esel staffierte baumreiche Landschaft vom 6. März 1814; eine mit Brücke und Bahn staffierte Flußlandschaft vom 10. April 1814 und eine sehr sicher nach einem Umrißstich gezeichnete „Taufe Christi“, die er seiner Schwester M. Franziska zum Geburtstage verehrt hat. Erhard Josephs älterer Bruder Franz de Paula (geb. 27. März 1800) hatte jedenfalls auch künstlerische Anlagen, denn von ihm haben sich aus den

zwanziger Jahren noch groß gezeichnete Kopien nach französischen Stichen aus Raphaels Disputa und anderen Werken in den Stenzen des Vatikans erhalten, die auf eine gute zeichnerische Durchbildung und Übung schließen lassen. In Freiburg besuchte Erhard das Gymnasium, entschloß sich aber im Gegensatz zu seinen studierenden Brüdern alsbald zur Künstlerlaufbahn. Er setzte seine zeichnerischen Studien, die er schon als Zehnjähriger mit Geschick und Glück in Tiengen begonnen hatte, in Freiburg fort.

Wessen Unterricht Erhard Joseph zu Freiburg genoß, ist nicht mehr festzustellen, vielleicht den des damaligen Freiburger Universitätszeichenlehrers Toll, des späteren Galeriedirektors in Mannheim, der ein nachklassischer Historien- und Bildnismaler war. Nach der ganzen späteren Entwicklung und nach der Hauptsache seines Schaffens ist es wohl ziemlich sicher, daß es ein Figurenmaler, wahrscheinlich ein Bildnismaler, war, der dem heranwachsenden Künstler die Anleitungen gab. Er verkehrte im Kreise von Kunstfreunden, und wir finden darunter 1826 den stud. phil. Albert Gräfle, der später zur Malerei überging, sowie den späteren Nazarener Joseph Nepomuk Stadler, den aus Bräunlingen stammenden Joseph Fuchs und einen Maler Johann Baptist Albert. Sicher hat auch der Freiburger Maler und Nachahmer Jos. Hermann in seinem Kreise nicht gefehlt. Ende der zwanziger Jahre ging aus nicht mehr feststellbaren Gründen Erhard Brenzinger nach Mannheim zur Weiterbildung.

Mannheim war damals künstlerisch entvölkert und wirtschaftlich auf einem Punkte des Stillstandes angekommen. Die in der kurfürstlichen Zeit vorhandene Künstlerschar war teils gestorben, teils ausgewandert, meist nach München. Die wirtschaftlich schwache Lage der erst werdenden Handelsstadt gestattete den Einwohnern nicht, von der als Luxus geltenden Kunst Gebrauch zu machen. Höchstens, daß einige Silhouettenschneider und Miniaturisten in begüterten Familien Ansprache oder spärliche Aufträge hatten. Aber Mannheim hatte in der Schloßgalerie einen Schatz von Vorbildern aus der italienischen und niederländischen Schule. Großherzog Karl Friedrich hatte diese Sammlung als Ersatz für die nach München über-

führte wertvolle kurfürstliche Galerie vom Grafen Luchesi und dem Geheimrat Klein gekauft und in Mannheim aufgestellt, um die Pfälzer auch künstlerisch mit dem Großherzogtum Baden zu verbinden, in das sie durch Napoleons Befehl eingegliedert waren. Die Mannheimer Galerie hat zwar in den damaligen Kunstkreisen nicht allzuviel Beachtung genossen, und der alte Galeriedirektor Toll, ein italienisierender Klassizist alten Stiles, hat dem stagnierenden Mannheimer Kunstleben wohl auch keinen Antrieb zu geben vermocht. Das Studium Erhard Brenzingers wird sich im Jahre 1827 wohl in der Hauptsache auf Kopieren, wahrscheinlich niederländischer Meister, beschränkt haben. Zu seinem Freundeskreis zählte der schon erwähnte Joseph Fuchs, J. Reis und Karl Hauser. Wichtig aber ist, daß sich der junge Brenzinger mit dem um drei Jahre jüngeren Karl Mathy befreundete,

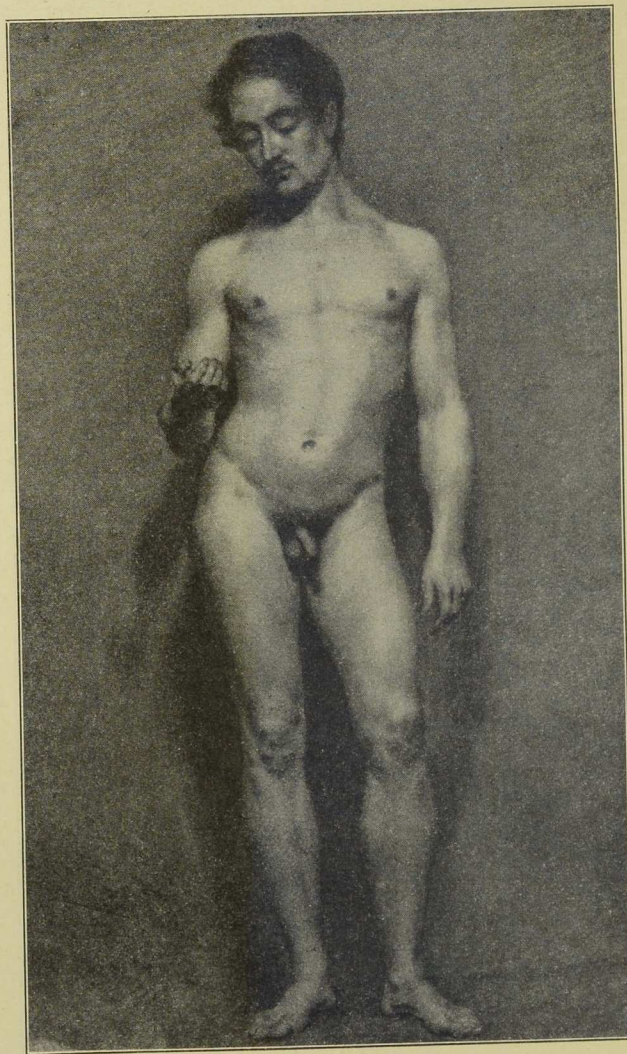


Abb. 2. Aktstudie. Kohlezeichnung.
Bes.: Dr. Beringer, Mannheim.



Abb. 3. S. Johannes. Ölstudie.
Bes.: Dr. Beringer, Mannheim.

dessen Bildnis er 1827 in Miniaturform malte. Auch mit dessen Geschwistern trat er in ein freundschaftliches Verhältnis, das sich späterhin noch mehr befestigte.

Von Mannheim aus ging Brenzinger für zwei oder drei Jahre nach München (1829—32). Wen er dort zu seinem Lehrer nahm, ist nicht mehr anzugeben. Jene Jahre waren die Zeit des großen Aufstiegs der Münchener Kunst unter der Führung von Peter Cornelius. Ihm und seinem Kreis standen die anfangs unbeachteten „Sächler“ gegenüber, die sich nicht mit den großen historischen und mythologischen Bildern befaßten, sondern mehr die Tier-, Landschafts- und Genremalerei betrieben. Brenzinger scheint sich dem Kreise des Cornelius nicht angeschlossen zu haben, denn nichts in seiner späteren Malerei weist auf eine Berührung mit Cornelius hin. Dagegen sind späterhin Bildnisse und andere Werke mit genre-

artigen Anklängen entstanden, die sich auf eine Verbindung mit den „Sächlern“ zurückführen lassen. So war er, wie seine Stammbuchblätter melden, freundschaftlich verbunden mit einer Anzahl von Sächlern, d. h. Nichthistorienmalern, sondern Landschaftern, Tiermalern und Genredarstellern, worunter genannt werden: Alois Wolf, R. Bodenmüller aus Löffingen, U. Deggeller, Ferd. Kolb, Ph. Wirth und der Dögginger Ignaz Weißer, der später auf dem Schwarzwald gemalt hat. Es ist möglich, daß aus dieser Zeit noch einige Studien sich erhalten haben, z. B. eine naturalistische Aktstudie auf brauner Untermalung, die in Anatomie und Modellierung und Farbe ganz vortrefflich gelungen ist. Ebenso dürften hierher einige Aktzeichnungen mit felsigem und bergigem Hintergrund gerechnet werden. Sie sind von anderen, späteren und französischen Aktzeichnungen durch eine strichelnde Schraffierung und Modellierung gekennzeichnet. Der Typ des Modells ist unverkennbar deutsch. Von 1832 finden wir ihn wieder in der badischen Heimat. Der freie Sinn Erhards wurde in jenen politisch aufgewählten Jahren durch Teilnahme an dem bekannten „Zambacher Fest“ (1832) bestätigt, dem er mit seinen Freunden Basseremann, Mathy, v. Soiron usw. beiwohnte. Begeistert von den gewonnenen Eindrücken hat Brenzinger in einer Radierung die Ergebnisse festgehalten. In den Jahren 1834 und 1835 malte er in Säckingen, Randern, Waldkirch und Mannheim und ging dann nach Paris.

Zur Wende des zweiten und dritten Jahrzehntes herrschte in Paris ein höchst angeregtes künstlerisches Leben. Die ältere Schule der Revolutions- und napoleonischen Zeit verlor gegenüber den stürmisch vordrängenden Romantikern mit ihrer neuen Bildauffassung und ihren neuen Farbenharmonien an Bedeutung. Die leidenschaftlich und streitbar sich zur Geltung bringenden Romantiker erregten mit ihren neuartigen Bildkompositionen, ihren neuen Motiven und ihrem pathetischen Vortrag allerorten Aufsehen. Dazu kamen die sich überstürzenden politischen Ereignisse, die zur „Restauration“ und endlich (1830) zur Wiederherstellung des bourbonischen Königtums im roi bourgeois Louis Philipp führten. Zu dieser Zeit hatte Paris einen ungemeinen Anreiz für werdende

Künstler. Auch Brenzinger folgte der Lockung und studierte zwei bis drei Jahre lang dort. In der Familienüberlieferung hat sich die Erzählung erhalten, daß Brenzinger zum Einzug der Herzogin Helene von Orleans mit einigen Brötchen in der Tasche stundenlang auf einem Torbogen dem Zug entgegenwartet und zugesehen habe. Der Pariser Aufenthalt erstreckte sich also auf ungefähr 3 Jahre. Bei wem er seine Studien gemacht hat, ist nicht mehr nachweisbar; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er neben seinen Studien fleißig Kopien und eigene Werke anfertigte, um seinen Unterhalt bestreiten zu können. Aus dieser Zeit sind noch eine ganze Anzahl von Arbeiten erhalten. Darunter sind vor allem glänzend gezeichnete, in Wischmanier mit Kohle ausgeführte Aktstudien, deren Modelle unver-

kennbar den französischen Typus zeigen. Außer diesen zeichnerischen Leistungen (Abb. 1 und Abb. 2) beweisen eine Anzahl in der Familie oder bei Freunden erhaltener Kopien aus den Sammlungen des Louvre, wie lebhaft Brenzinger sich um die Kunst der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart bemühte. Eine hervorragend gute und von Brenzinger selbst hochgeschätzte Kopie der „cruche cassée“ von J. B. Greuze (96×75 cm)



befindet sich im Besitz von Herrn Geh. Reg.-Rat Mathy in Rohrbach bei Heidelberg. Ein Apostelkopf nach Ary Scheffer ging mit Adam Brenzinger, dem Sohn des Malers, nach Amerika. Zwei Landschaften nach Claude Vernet, „Morgen“ und „Abend“, je 29×37 cm, mit großzügig

behandeltem Baumschlag und feinem Lichtspiel auf den Wasserspiegeln bekunden, daß Brenzinger in den Geist der Landschaftsmalerei eingedrungen ist, wie er auch späterhin in einigen Werken dartut.

Aber wichtiger als diese wohl gelungenen Nachbildungen sind zwei trefflich erhaltene Werke der Pariser Studienzeit: eine als St. Johannes (61×39 cm) behandelte Aktfigur (Abb. 3) von großer Freiheit der Stellung und bester malerischer Haltung und Modellierung.

Die von dem an der rechten Kör-



Abb. 4. Blick in eine Galerie des Louvre zu Paris.
Im Vordergrund Selbstbildnis des Künstlers an der Staffelei.
Bes.: Frau Prof. Märklin, Stuttgart, Tochter des Künstlers.



perseite mit hochgerecktem Arm aufgestellten Stab herunterflatternde Fahne ist in demselben Türkisblau gehalten, wie das Kopfband des Mädchens auf der „cruche cassée“, wohl ein sicheres Zeichen, daß beide Bilder zur gleichen Zeit entstanden sind. Ein in jeder Beziehung wichtiges und bedeutungsvolles Bild aus der Pariser Zeit hat sich außerdem noch erhalten: der „Blick in die Galerie d'Apollon des Louvre“ (Abb. 4). Das Bild, in dem glücklich

gewählten Hochformat (41×32 cm) und signiert, gibt eine fast zentrale Ansicht des langen, beiderseits in Doppelreihen mit Bildern behängten Ganges und seiner vier Paare Lichtzuführungen im Tonnengewölbe in vortrefflicher Perspektive. Die Bodenfläche ist mit zahlreichen Kopisten und Galeriebesuchern in ausgezeichnete perspektivische Behandlung und abwechslungsreicher Charakteristik belebt. Die hellen Goldrahmen der Seitenflächen erfüllen den Raum mit warmem goldenem Licht, das kühl und grau durch die kassettierte und gemalte Decke hereinbricht und mit dem hellen Ton des Hintergrunds zusammengeht.



Abb. 5. Maria Theresia Brenzinger, geb. Jörger, 1802—1871.

Vef.: Dr. ing. h. c. Julius Brenzinger, Freiburg i. Br.

Das durch die vielen Einzelheiten fast unruhig wirkende Gemälde wird durch die stark modellierten Säulen am rechten und linken Bildrand und durch die dunkel gehaltenen Figuren des Vordergrundes gut zusammengeschlossen und die Blickrichtung durch den vorn im Bild in der Mitte sitzenden Maler festgehalten. Kurz, das Werk ist mit allen technischen und malerischen Mitteln ein freischöpferisches Stück, das die vortreffliche Schulung an den besten niederländischen Architekturmalern dartut und zugleich einen ernstesten, lebensvollen, genrehaften Zug aufweist. Brenzinger hat mit diesem Werk ein Meisterstück seines soliden Könnens abgelegt und damit auch seine Lehr- und Wanderjahre beendet.



Mit reichgefüllten Mappen und mit erweitertem Blick konnte er 1838 seine Heimreise antreten. Die Reise ging nach Freiburg, in die Stammheimat.

In der Familie waren unterdessen einschneidende Veränderungen eingetreten. Nur die alte Mutter und die unverheirateten Schwestern Maria Franziska (Abb. 16) und Maria Walburga (Abb. 14) waren noch zu Hause. Alle anderen Brüder und Schwestern waren auswärts beamtet oder verheiratet. — Die älteste Tochter des Obervogtes Benedikt Caspar, die 1785 geborene Maria Creszentia (Abb. 10), hatte sich an den Wirt-



Abb. 6. Franz de Paula Brenzinger, Arzt.

Vef.: Dr. ing. h. c. Julius Brenzinger, Freiburg i. Br.

schaftsbeständer Fuchs nach Sünstetten i. Bayern verheiratet. Der älteste Sohn Vinzenz Joseph (Abb. 15, geb. 1790) hatte Jura studiert und sich dem Bergfach gewidmet. Anselm Joseph (Abb. 17, geb. 1790) war Theologe geworden und war, nachdem er schon 1813 die Weihen erhalten und seine Primiz in Leuk (Wallis) gefeiert hatte, Pfarrer in Turtmann (Wallis). Maria Magdalena (Abb. 18, geb. 1792) war seit 1828 die Gattin des Oberamtmanns Raphael v. Weinzierl und wohnte in Säckingen. Maria Anna (Abb. 12, geb. 1793) hatte mit Leopold Zug, dem Sohn des Schwarzenbergischen Kammerrats, 1820 die Ehe geschlossen und wohnte in Bändern, wo ihr Mann als Bergwerksverwalter angestellt war.



Abb. 7. Bergrat Leopold Hug, 1788 — 1856.
Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

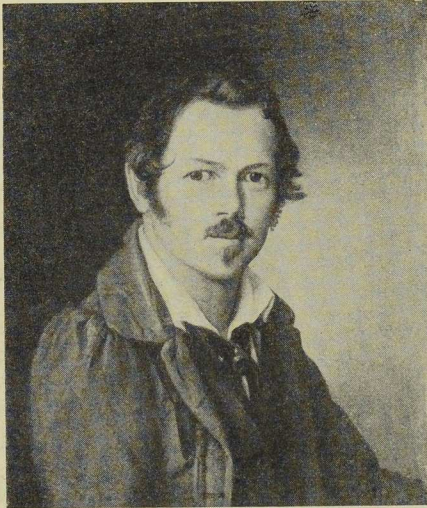


Abb. 8. Selbstbildnis des Künstlers, 1804-1871.
Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.



Abb. 9. Oberamtmann Raphael v. Weinzierl,
1782—1864.
Bes.: Prof. Dr. M. Stork, Freiburg i. Br.

Franz de Paula (Abb. 11, geb. 1800) war Mediziner geworden und hatte sich 1829 mit seiner reizenden Braut Theresia Jörgler aus Waldkirch verheiratet und ebenfalls in Kandern als praktischer Arzt niedergelassen. Bald darauf (1830) hatte auch sein Bruder, der Kameralist Benedikt Joseph (Abb. 13, geb. 1802) seine erste Ehe mit einer Waldkircherin Rosa Grafmüller geschlossen und, als er nach wenigen Jahren verwitwet war, seine Jugendfreundin Lisette Seemann aus Tiengen heimgeführt. Er tat in Albruck und (seit 1835) in Waldshut beim Grenzzollamt Dienst.

Wochten nun auch die Geschwister weitum zerstreut sein, das Familienzusammengehörigkeitsgefühl war, den unerquicklichen staatlichen und wirtschaftlichen Zeitverhältnissen zum Trotz, ein äußerst lebendiges und warmes. Zweifellos haben häufige Besuche im Hause der Mutter das Familiengefühl wachgehalten, und unser Erhard Joseph hat uns in der stattlichen Reihe der Bildnisse nach Geschwistern, Schwägern und Schwägerinnen ein herrliches Dokument von dem schönen Familiengeist und von seinem vornehmen Können hinterlassen. Gegen ein Viertelhundert von Bildnissen sind in den Jahren 1833—43 entstanden als köstliche Zeugnisse einer gepflegten und sorgfältig arbeitenden Bildnismalerei der Biedermeierzeit.

Die Bildniskunst war Erhard Brenzingers (Abb. 8) eigenstes Gebiet, das er mit größter Sicherheit beherrschte. Er stellt in seiner Familiengalerie den Typus einer jener bewährten, einfachen und tüchtigen Beamtenfamilien dar, auf deren Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit das Wachstum des deutschen Volkes und die Einigkeit Deutschlands sich aufbaute. Was sind das alles für markante Köpfe, charaktervoll und zielbewußt bei den Männern, energisch, bedacht und gesammelt bei den Frauen, verständlich und klar bei allen. Mit einer geradezu erstaunlichen Treffsicherheit weiß Erhard die im Schnitt der Augenpartie von der Mutter stammende Ähnlichkeit durch alle seine Geschwisterbilder festzuhalten, die Köpfe in Haltung, Stellung, Bart- und Haartracht, sowie in der Kleidung aber so mannigfaltig abzuwandeln und farbig doch so zusammenzuhalten, daß die zwölf im Brenzingerschen Hause zu Freiburg nebeneinander hängenden Bildnisse keine Spur von Eintönigkeit aufkommen lassen, sondern daß jedes einzelne neu und anziehend wirkt. Es würde zu weit führen, jedes einzelne dieser Bilder zu beschreiben, und es wäre angesichts der vortrefflichen Wiedergaben auch überflüssig. Es sei allgemein nur darauf hingewiesen, wie verschieden die Haartracht der wechselnden Mode gemäß behandelt ist, wie die Halspartie, bald frei, bald in delikaten gemalten Tüllkragen und goffrierten Krausen ausgeführt ist, wie die meist dunkeln Gewänder in Schnitt und Falten klar gehalten und durchgearbeitet sind. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Künstler offensichtlich auch dem Kopfsputz der älteren Frauen. Er behandelte die Hauben und ihre Stoffe mit be-

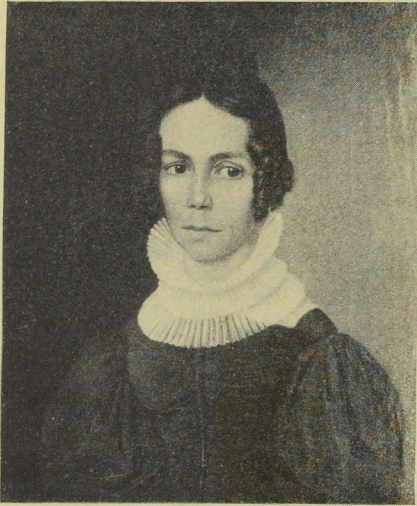


Abb. 10. Maria Creszenzia Fuchs,
geb. Brenzinger, 1785—1847.



Abb. 11. Franz de Paula Brenzinger,
Arzt, 1800—1847.



Abb. 12. Maria Anna Hug,
geb. Brenzinger, 1793—1868.



Abb. 13. Benedikt Joseph Brenzinger,
1802—1843.



Abb. 14. Maria Walburga Velten,
geb. Brenzinger, 1797—1870.

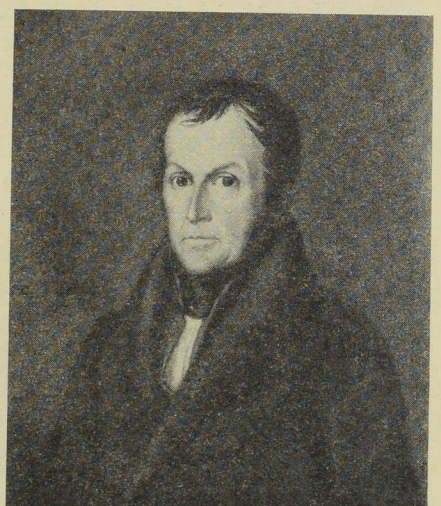


Abb. 15. Vinzenz Joseph Brenzinger,
1788—1859.



Abb. 16. Maria Franzisca Brenzinger,
1786—1840.

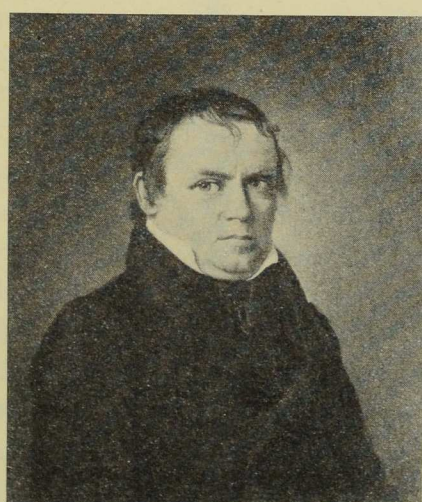


Abb. 17. Anselm Joseph Brenzinger,
Pfarrer, 1790—1860.

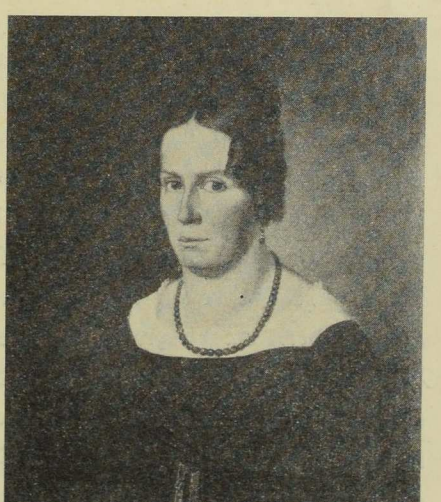


Abb. 18. Maria Magdalena v. Weinzierl,
geb. Brenzinger, 1792—1838.

Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

achtenswerter Sorgfalt. Die herrliche Modellierung der Fleischtöne hebt sich warm von dem meist goldbraunen Hintergrund ab.

Diese köstlichen Familienbildnisse scheinen alle meist in den dreißiger Jahren, also während des Zusammenlebens und Zusammenkommens in Freiburg und Waldshut entstanden zu sein. Einige Tafeln werden schon früher, andere später gemalt worden sein. Einige Stücke sind doppelt vorhanden und dann mit einer erstaunlich genauen Sicherheit in Zeichnung und Kolorit ganz gleich

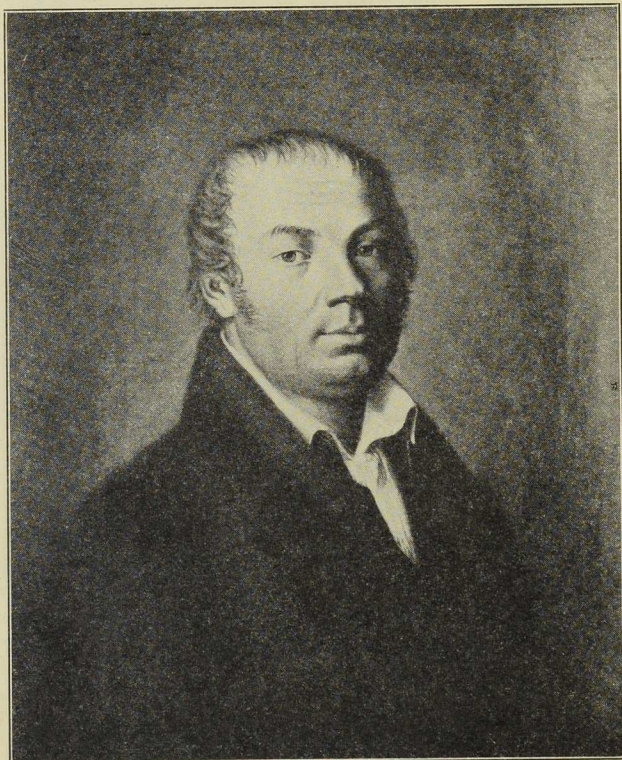


Abb. 19. Benedikt Caspar Brenzinger, fürstl. Schwarzenbergischer Obervogt 1747—1820, Vater des Künstlers.

Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

wiedergegeben. Das Bildnis des Vaters Benedikt Caspar (Abb. 19) scheint aus dem Gedächtnis gemalt zu sein; denn als er 1820 starb, war Erhard 16 Jahre alt und künstlerisch noch nicht ausgebildet. Da es zweifellos als Gegenstück zu dem nach der Natur gemalten Bildnis der Mutter (Abb. 20) behandelt wurde, so bleibt nur die Annahme, daß es etwa Mitte der dreißiger Jahre entstanden ist. Das Fleischkolorit ist auch, im Gegensatz zu den warmen, vollsaftigen Fleischtönen der Geschwister, blasser. Ebenso scheinen die ovalen kleinen Bildchen von Franz de Paula

Brenzinger und seiner Braut (oder jungen Frau) Maria Theresia geb. Jörger in blauem Kleid mit weißem Halsvorstoß (Abb. 5 und 6) in die Zeit ihrer Verhehlung zu fallen, also schon um 1829. — In derselben Zeit dürfte auch das Bildnis der Schwiegermutter, der Kestockwirtin Katharine Jörger von Waldkirch, in einer weißen, goffrierten Haube mit rotem Ausputz und in Wäldertracht entstanden sein.

Alle Bildnisse der Geschwister fallen wohl zwischen 1833—1840. Sie sind alle gleich groß



Abb. 20. Maria Magdalena Brenzinger, geb. Geiger, 1761—1845, Mutter des Künstlers.

Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

(25×21 cm), d. h. im richtigen Biedermeierformat gemalt. Nur die beiden Elternbildnisse sind fast lebensgroß (62×49 cm). Sehr merkwürdig und familiengeschichtlich interessant ist, — da beide Eltern braune Augen haben — der Wechsel von braunen und blauen Augen bei den Kindern. Mit blauen Augen sind begabt der Pfarrer Anselm Joseph, Maria Walburga, verhehlte Velten und Benedikt Joseph. In diese Zeit fallen wohl auch noch die Bildnisse der beiden Schwäger, des Bergrates Zug (Abb. 7) und des Oberamtmannes v. Weinzierl (Abb. 9); beide in ihrer Art selbst

ständige Charakterköpfe von unvergeßlicher Einprägsamkeit. In diesen Zeitraum fällt auch die „Schachpartie“ (Abb. 21), in der Brenzinger seinen Bruder Franz de Paula mit seinen Schwestern Maria Magdalena v. Weinzierl (sitzend) und Maria Anna Zug (stehend) in genrehafter Weise zusammenbringt. Prächtig ist auch hier die Raumwirkung durch den eingelegten Fußboden trotz der fehlenden Decke herausgebracht und sehr gut auch die Stoffmalerei bei den drei Personen, der braune Rock bei Franz de Paula, das grüne Kleid bei Maria

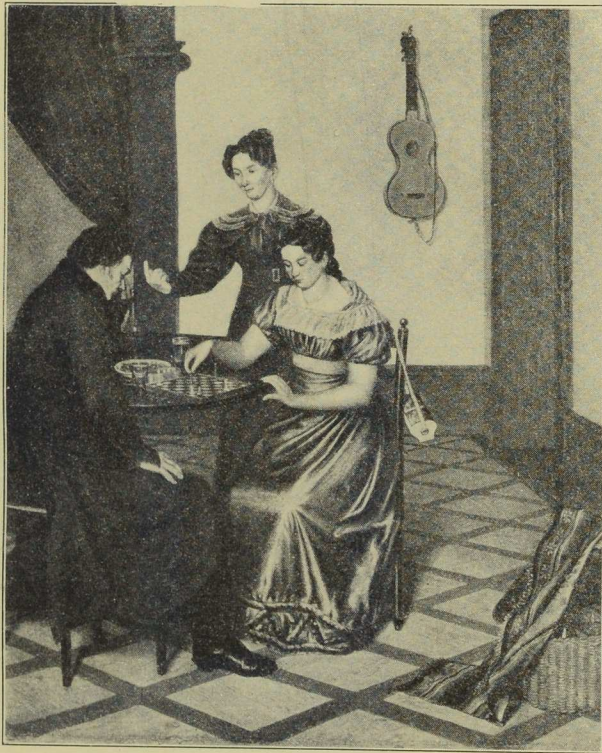


Abb. 21. Schachpartie.

Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

Magdalena und das rotbraune Gewand der stehenden Schwester. Glänzend ist auch die Vordergrundmalerei des Korbes mit den darüber gelegten farbigen Seidentüchern und das Klöppelkissen, das am Stuhl hängt. Von dieser „Schachpartie“ (Größe 58×48 cm) soll eine Replik vorhanden gewesen sein, auf der in gleicher Weise der Schwager v. Weinzierl mit seiner Gattin und seiner Schwägerin zusammen dargestellt ist. Weitere Repliken und Doubletten waren in den Familien der Geschwister verteilt. So von Maria Franziska ein Bildnis (27×35 cm) in frischerer Gesichtsfarbe und in weißem Kleid mit Tüllbesatz über Hals und Büste.

Die Doubletten von den Bildnissen der Mutter und von Maria Anna sowie von Anselm Joseph sind ganz gleich mit den Bildern in der Geschwisterreihe. Eine Replik des Vaters ist im kleinen Biedermeierformat (25×21 cm) gehalten. Als Gegenstück dazu ist das Bildnis der Mutter ebenso im gleichen kleineren Format und in älteren Jahren dargestellt.

Die sehr einfachen Vermögensverhältnisse und die geringen Einnahmen aus der Kunst, — Hans Thoma nennt die Familienangehörigen „die geduldigsten und billigsten Modelle“; sie sind aber auch die am wenigsten einträglichen — mögen Erhard Brenzinger, der nun reichlich in das heiratsfähige Alter eingetreten war, bewogen haben, sich um ein sicheres Einkommen umzusehen. Zu jener Zeit, d. h. um die 40er Jahre war der Mannheimer Jugendfreund Karl Mathy, der als Kameralist 1835 in die Schweiz gegangen war, 1838 Lehrer in Grenchen geworden. Es ist sicher anzunehmen, daß sich die beiden Jugendfreunde, deren politische und Lebensideale ähnlich gerichtet waren, in dieser Zeit irgendwo am Oberrhein oder in der Schweiz getroffen und daß sie ihren Lebensgang besprochen haben. Wahrscheinlich hat der mit einigen Erfahrungen bereicherte Schulmann in Mathy die Anregung an Brenzinger gegeben, es mit der Kunst auf pädagogischem Boden zu versuchen, weil damit auch für Brenzingers Absichten auf einen eigenen Hausstand eine Grundlage gefunden war.

In Baden waren zu dieser Zeit eine Anzahl neuer Mittelschulen entstanden, so u. a. auch die höheren Bürgerschulen zu Waldshut und Mannheim. Erhard Brenzinger bewarb sich, um seinen Angehörigen im badischen Oberland näher zu sein, um die Zeichenlehrerstelle an der Bürger- und Gewerbeschule in Waldshut und erhielt sie. Nun konnte er auch an die Gründung seines eigenen Hausstandes denken und heiratete im Frühjahr 1840 seine Jugendfreundin Auguste Mathy, die Schwester des Freundes. Seine Mutter war nach der Verheiratung ihrer Tochter Walburga (1838) und nach dem Tod der anderen Tochter Franziska (1840) in Freiburg vereinsamt und zog mit ihrem Sohn nach Waldshut, wohin auch die verwitwete Mutter seiner jungen Frau, die hochbetagte Frau

Prof. Arnold Mathey zog, aber bald (1841) starb. Von ihr ist aus dieser Zeit ein Bildnis vorhanden, auf dem sie denselben Schal trägt, den auch das Bildnis der Schwester Maria Franziska (Abb. 16) zeigt, das also wahrscheinlich ebenfalls erst um 1840 entstanden sein mag.

Diese Gemeinsamkeit am Oberrhein dauerte aber nicht lange. 1840 war unter Leitung des hochbegabten Direktors Gg. Friedr. Heinr. Schröder ebenfalls eine höhere Bürgerschule in Mannheim gegründet worden. Vermutlich ist Erhard mit Schröder während dessen Lehrtätigkeit als Professor der Physik am Lyzeum in Solothurn bekannt geworden und sah in dessen Stellung in Mannheim ein Mittel, in die größeren Stadtverhältnisse, in einen alten lieben Freundeskreis und mit Kunstverhältnissen in Verbindung zu kommen, die seiner Kunst günstiger waren, als Waldshut es sein konnte. Seine Bewerbung um eine Lehrstelle an der jungen Schule hatte 1843 Erfolg. So siedelte Erhard in diesem Jahre mit seiner Frau, der Schwester des Stadtrates und Abgeordneten Karl Mathey, nach Mannheim über. Anfänglich erstreckte sich seine Lehrtätigkeit auf mehrere Fächer, schließlich beschränkte sie sich auf den Zeichenunterricht. Zunächst wohnte er bei seinem Freund Heinrich Mathey und erwarb schließlich das in L 4. 3 gelegene Mathey'sche Haus. Der Freundeskreis dehnte sich auf die Mitbewohner des Hauses, namentlich auf die Familie des Professors Dr. Aug. Schmidt und auf die beiden Nachbarn Düringer und Moll in L 4. 4 und auf Huffschild in L 4. 2 aus. Wahrscheinlich kommen auch noch andere Familien, wie die Bassermann'sche in Betracht; doch lassen sie sich z. Bt. nicht feststellen, ebensowenig wie die Bildnisse, die Erhard für eine ganze Anzahl von Familien gemalt haben wird, so für die Bassermann, Reis u. a. — In Mannheim hat Brenzinger den Familienbildern eine Reihe von Werken aus dem Freundeskreise angeschlossen und auch sein sonstiges Malwerk nach der Seite des Genre und der Landschaft hin erweitert. Offenbar hat ihn sein Beruf und der Klassenunterricht, mit den für sein Fach sehr verschiedenbegabten und bereitwilligen Knaben, nicht voll befriedigt. Er mochte seine Künstlerträume auf den sehr engen Berufskreis einge-

schränkt und seine Kräfte an dem sehr spröden Material zerbröckeln sehen. Trotzdem und wohl auch um sich bei seiner wachsenden Familie größere Einnahmen zu schaffen, erteilte er noch privaten Zeichenunterricht und hatte sich das Lehrzimmer hierzu in einem hellen Raum des östlichen Schloßflügels eingerichtet. Er nannte ihn seine „Burg“. Zweifellos hat er bei seinen Schülern auf strenge Form, plastische Modellierung und korrekte Perspektive gesehen und mit diesen Forderungen, die er auch an sich selbst stellte, bei der Jugend nicht

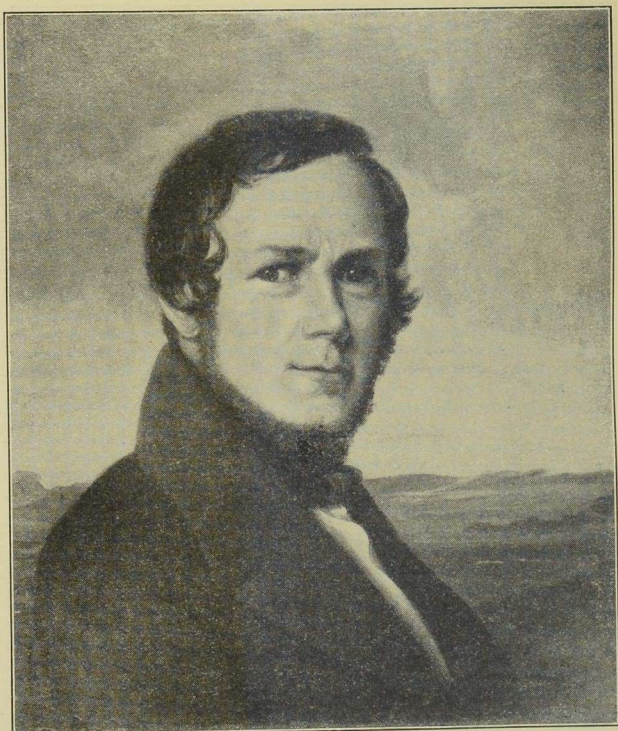


Abb. 22. Selbstbildnis des Künstlers, 1804—1871.
Bes.: Frau Prof. Märklin, Stuttgart.

immer williges und folgsames Interesse gefunden, trotzdem er für den Unterricht es an Anschauungsmaterial nach Vorlagen, Gipsabgüssen und perspektivischen Modellen nicht fehlen ließ.

Auch die künstlerischen Anregungen dieser Zeit waren in Mannheim ziemlich karg bestellt. J. Goetzenberger, der Corneliuschüler und Nachfolger des 1833 verstorbenen Galeriedirektors Zoll, ging mit seinen großen Kompositionen für die Bonner Universität (die Fakultäten) und die Baden-Badener Trinkhalle (Sagen um Baden-Baden) ganz andere Wege, als Brenzinger, der neben der Bildnismalerei noch Landschaften und Genre-

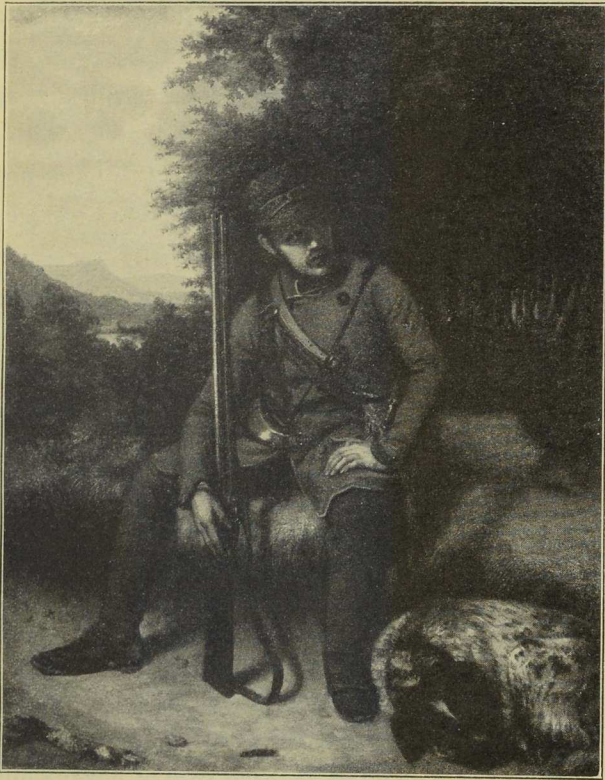


Abb. 23. Heinrich Mathy als Jäger, 1813—1855.

Bes.: Geb. Kat Mathy, Rohrbach bei Heidelberg.

artiges hervorbrachte. Als nach der 48er Revolution, an der Goetzenberger sich aktiv beteiligt hatte, der Mannheimer Maler Theodor Weller Galeriedirektor geworden war und damit die Erwartungen Brenzingers enttäuscht wurden, war eine Verbindung nach dieser Seite hin kaum mehr denkbar. Auch der sehr talentvolle und etwas jüngere L. Coblitz, der in der Pariser Schule der 40er Jahre sich eine glänzende Porträttechnik angeeignet hatte, kam, da er damals meist in Frankreich und England malte, als Kunstgenosse kaum in Betracht. Von den beiden Häuser, Karl und Philipp, die beide ein sehr zurückhaltendes Leben führten und im Schaffen karg waren, wird auch wenig Anregung ausgegangen sein, zumal Brenzinger durch seine Beziehungen zum Kreis um Karl Mathy und zur deutschkatholischen Gemeinschaft, zu der Erhard übergetreten war, einem ganz anderen Gesellschaftskreis angehörte, als Weller, Coblitz und die beiden Häuser.

Brenzinger, der in seiner Stellung sich als eines von den vielen und nicht einmal bedeutungsvollen Rädchen im großen Beamtenorganismus eingegliedert sah, hat während der Mannheimer

Jahre den Kunstkreis, den er um seine Familie gezogen hatte, in den Freundeskreis erweitert.

Zunächst hat er, wahrscheinlich noch in Waldshut, eine Anzahl Bildnisse seiner jungen schönen Frau gemalt: als Braut, mit hohem kronenartigem Haargeflecht, als Spinnerin in Wäldertracht, klein, etwa in Postkartengröße auf Papier, das dann auf Pappe aufgezogen und mit größerem Hintergrund ummalt wurde, dann als kleinformatiges Bruststück, im Halbprofil nach links, wie es als Gegenstück zu seinem eigenen Bildnis nach rechts (Abb. 22) mit dem bergigen Hintergrund paßte. In Mannheim kamen dann dazu, in kleinem Format, ein frisch hingeseztes Brustbild von Heinrich Mathy und dann das stattliche, fein ausgeführte Bildnis (Abb. 23) „Heinrich Mathy als Jäger“ (1846) in der Landschaft, sitzend (62×49 cm). Dieses Bild ist nach mehreren Seiten hin beachtenswert, als Landschaftsbild und als genrehaftes Porträt. Heinrich Mathy sitzt im Jägergewand auf einem Rain an einem Waldrand, der einen tiefen Durchblick einem Weg durch die Stämme entlang nach einer Lichtung rechts tun läßt. Die linke Bildhälfte führt den Blick über einen Wasserspiegel nach einer in Silberduft verschwimmenden Ferne, vor der die dunkeln Baumkronen in der Mitte sich scharf abheben. Bergkuppen und Burgen am linken Bildrand und der tief entwickelte Raum des Tales — es könnte die Bergstraße bei Weinheim sein —, die farbige Belegung des braunen Vordergrundes mit mozigem Astwerk und mit einer brennenden Zigarre und der am rechten Bildrand ruhende Hund geben dem Bild einen romantischen Anflug. Die stoffliche Malerei des Jägers im Lederwerk, Pulverhorn und in der Flinte ist ganz sachlich treu gehalten und stimmt in Farbe zu Vordergrund und Baumwerk gut zusammen. Ganz besonders fein ist die Lichtführung über das Gesicht des Jägers. Sie geht mit dem großen Frieden über dem Bild schön zusammen. Ein paar farbige Blumen am Rain beleben das Bild koloristisch sehr fein. Aus der gleichen Zeit (1846) stammt auch das Bildnis der Frau Heinrich Mathy geb. Camesasca (62×49 cm), ein Werk, das trotz der nicht ganz geschickten und gelungenen Anordnung doch ein feines malerisches Gefühl verrät. Das rosa und weiß gestreifte Gewand

der Dame ist farbig in Beziehung gesetzt zu einer karminroten Nelke im Gartenrand und zu fleischroten Malven (Stangenrosen), die sich links vor einem Baumbhintergrund erheben. Der nachdenkliche, fast verdrießliche Gesichtsausdruck wird durch die Lesung eines Buches motiviert, wird aber wohl auf die Ungeduld des Urbildes beim Sitzen zurückzuführen sein, die auch veranlaßte, daß die Gewandung nach einer Gliederpuppe und nicht nach dem lebenden Modell gemalt sein soll. — Immerhin ist der farbigte Akkord von großer Feinheit und die Charakteristik von voller Schärfe.

Mit ebenso großer Kraft wie Eindringlichkeit ist das Bildnis des Ministers Karl Mathy (Kniestück, Abb. 24) gemalt (91×72 cm). Der Minister ist en face mit sprechender Gebärde, in der linken Hand ein Aktenstück haltend, an einen mit Büchern und Akten beladenen Tisch gestellt und blickt voll aus dem Bild heraus. Kopf und die Figur in schwarzem Rock und grauem Bein Kleid heben sich von dem neutralen Hintergrund des Bildes gut ab, das die Eigenschaften eines guten repräsentativen Porträts aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in sich vereinigt.

Auf gleicher Höhe steht ein Bildnis von des Künstlers Frau Auguste geb. Mathy, sitzend (Abb. 25), in schwarzem Kleid mit schwarzem Schal über dem linken Arm, weißer Halskrause, die von einer goldenen Brosche mit Granatstein zusammengehalten wird. An den Ärmeln sind weiße Vorstöße und die Hände auf weiße Handschuhe gelegt mit goldenem Ring am linken Zeigefinger.

Was diese Frau im Leben und Schaffen ihres Mannes bedeutete, geht aus den vier von ihr vorhandenen Bildnissen hervor. Sie war der Mittelpunkt und die Seele der vom Maler Brenzinger gegründeten Familie, nachdem seine eigene Familie durch Tod oder Zerstreuung an verschiedene Amtsorte aufgelöst war. In erreichbarer Nähe, in Schwetzingen, später in Karlsruhe, war indes seine Schwester Maria Walburga als Frau des Oberforstmeisters Velten verheiratet. Von ihr und ihrem Mann sind Bildnisse (Abb. 26 und 27) aus den fünfziger Jahren erhalten, die zeigen, daß er in seiner Bildniskunst nach wie vor stark und reif zu individualisieren verstand. In diese Zeit

fällt wohl auch die bis jetzt als einzige bekannte Lithographie: das Selbstbildnis Erhard Brenzingers als Zeichner (Abb. 28). In Mannheim hat sich seit der Mitte der dreißiger Jahre als Bildniszeichner, Litho- und Photograph C. Lang mit ungewöhnlichem Geschick betätigt. Da Lang Brenzinger photographiert hat, und zwar etwa im Alter, das auch die Lithographie aufweist, so liegt der Gedanke nahe, daß Brenzinger von Lang zum Zeichnen auf den lithographischen Stein angeregt wurde, daß aber Brenzinger als Zeichner graphischer vorging, als Lang, der gern in der üblichen Weise wischte.

In einem noch erhaltenen frisch und strahlend blickenden Kinderköpfchen und der wiederholten Verwendung der eigenen und anderer Kinder zu mehr genrehaft ausgestalteten Werken der fünfziger Jahre darf man wohl auch erkennen, wie gerne Brenzinger mit der Jugend sich befaßte. Eine ganze Reihe von Bildern weisen darauf hin. So die lichtvolle Studie vom Treppenaufgang zu seiner „Burg“, dem Zeichensaal im Schloß, wo er vor den lichterfüllten Raum die Silhouette einer

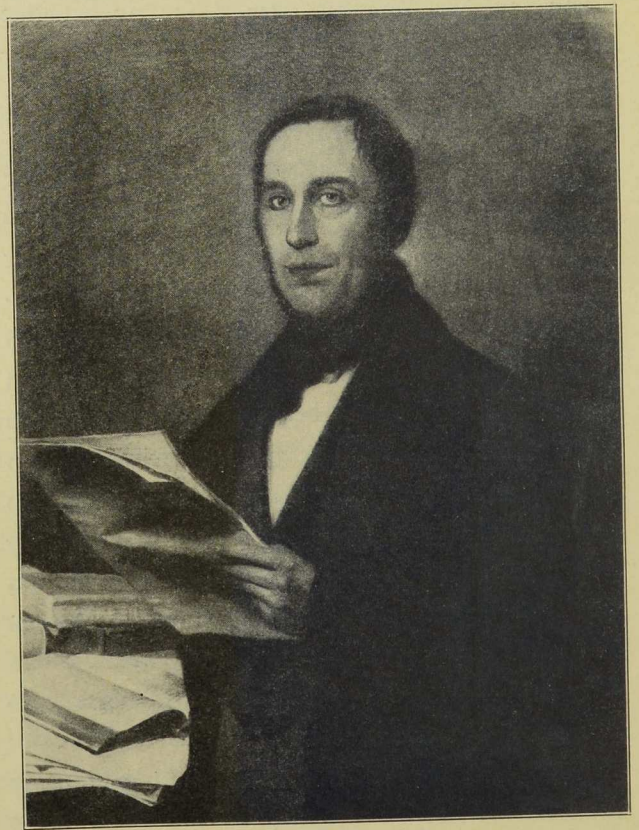


Abb. 24. Karl Mathy, bad. Staatsminister, 1807—1868.
Bes.: Bankdirektor E. Mathy, Heidelberg.

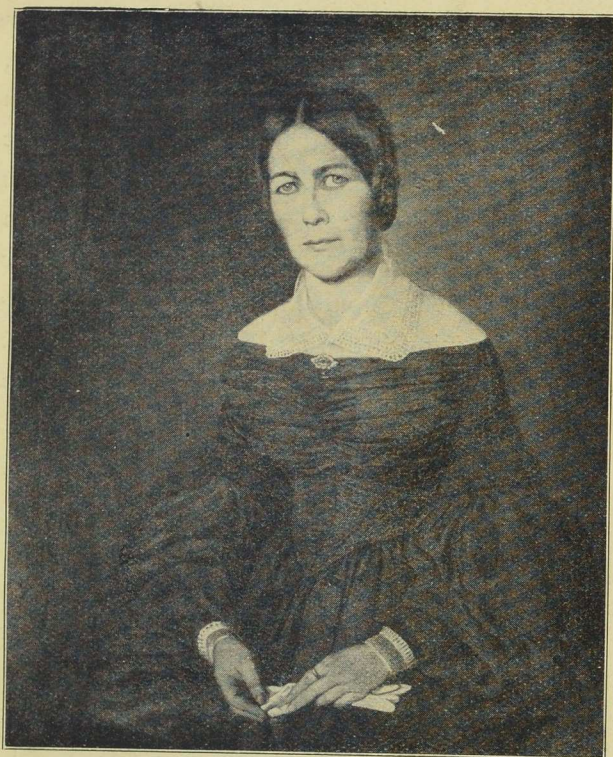


Abb. 25. Auguste Brenzinger, geb. Mathy, 1808–1875,
Gattin des Künstlers.

Bes.: Frau Prof. Märklin, Stuttgart

seiner Töchter setzt, ein Werk, das der feinen Beobachtungskunst Brenzingers alle Ehre macht und die fünfziger Jahre mit dem Anfang seiner Pariser Studien zusammenschließt. Ebenso die kleine novellistische Tafel Prosi und Moni zu B. Auerbachs Erzählungen, in der er die beiden Kinder am Scheidewege in eine tiefere Beziehung zum Leben, seinen Fähigkeiten und der Aufzuchtungsform der Geschlechter bringt — hier ein Anklang an die später moralisierende Genremalerei der sechziger Jahre. Am stärksten hat sich Brenzinger der Kinderwelt angenommen in der „Hauensteiner Taufe“. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieses Bild mit der Geburt des Erbprinzen, des nachmaligen Großherzogs Friedrich II. (1856) zusammenhängt und eine Huldigung des geborenen Hauensteiner Malers (Brenzinger) zu dem freudigen Ereignis im badischen Fürstenhaus darstellt. Dem Zuge nach einer in der Mitte des Hintergrundes gelegenen Kapelle, die vom Rauch der abgeschossenen Böller umwölkt wird, schreitet mit einer Tafel, auf der der Name „Friedrich“ in Gold auf rotem Grunde steht, ein Knabe voraus. Es ist der älteste Sohn des Künstlers, Adam, der

später Mechaniker wurde, noch als verheirateter Mann die Technische Hochschule in Karlsruhe besuchte, nach Amerika auswanderte und es dort zu behäbigem Wohlstand brachte. Sein Stamm lebt dort noch weiter. Ihm folgen die Musikanten, unter denen sich der Prediger der deutschkatholischen Gemeinde Scholl, der Maler und Amtsgenosse K. Hauser und der Stadtbaumeister Kieferle — alle mehr oder weniger von hinten gesehen und in Bewegung und Haltung doch gut erkennbar — befinden. Dann folgen die Eltern des Täufelings in Hauensteiner Tracht, Verwandte und Gevattersleute und Zuschauer. Zwischen dem letzten Musikanten und den Eltern schaut ein Trupp Kinder über ein Mäuerchen dem festlichen Aufzug zu: es sind seine eigenen und seiner Freunde Kinder: Karoline (jetzt Frau Prof. Märklin), Auguste Brenzinger und der Sohn Heinrich, die Töchter der befreundeten Familie Ludwig, die Geschwister Schmidt, Sohn und Töchter des befreundeten Prof. Dr. Schmidt, und die Kinder des Malers Hauser. Das Bild war für einen Ankauf durch den Landesfürsten berechnet, hatte aber den erwarteten Erfolg nicht. — In das Ende der fünfziger Jahre gehört das bei Frau Kammerfänger Hauser-Karlsruhe aufbewahrte Bildnis ihres 1859 einem Brandunglück zum Opfer gefallenen Brüderchens August Schmidt, das etwa sieben- bis achtjährig, fertig zum Schulgang gerichtet, dargestellt ist. — Sowohl in den beiden Bildnissen des Ehepaars Heinrich Mathy, wie bei seinem Eigenbild und dem seiner Schwiegermutter spricht die Landschaft in der oben ange deuteten Weise mit. Der „Hauensteiner Taufzug“ verstärkt den Eindruck, daß Brenzinger sich in den fünfziger Jahren mit der Landschaft stark auseinanderzusetzen begann, wenn auch die Landschaft in diesem Bilde nicht völlig gelungen ist. Dagegen hat Brenzinger in dem großen Aquarell vom „Löwengarten“ (1853) eine vollreife Leistung der Landschaftskunst geboten. Der „Löwengarten“, ein Stück des jetzt veränderten „Friedrichsparkes“ in Mannheim, war ein in den fünfziger Jahren beliebter Erholungsplatz der Mannheimer. Ein riesiger Sandsteinlöwe gab diesem alten eingeebneten Festungsgebiet den Namen. Der Blick geht über herrliche alte Bäume auf die Sternwarte und die Jesuitenkirche. — Über dem

grünen Gesträuch des Wirtschaftsgartens erheben sich in wuchtigen Massen die Baumkronen, hinter denen die eben genannten Gebäulichkeiten mit ihrer reichen Architektur hereinschauen. Dieses schöne Stück Alt-Mannheim, das von Brenzinger ein Menschenalter vor der photographischen Aufnahme entdeckt ward, ist zweimal gestaltet worden: einmal als großes und stark wirkendes Aquarell und dann als romantisch gedachtes Mondscheinbild. Doch scheint mir die Stimmung bei diesem

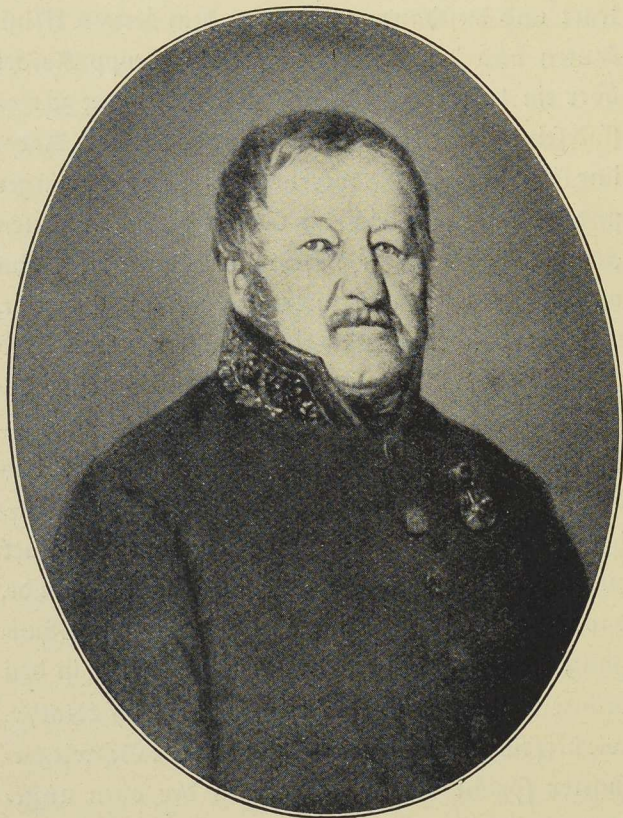


Abb. 26. Oberforstmeister Velten,
1774—1857.
Bes.: Forstmeister H. Kaupp, Kirchgarten.

etwas zu tief geraten und der Ton zu dunkel genommen zu sein.

Für das sog. „Stadtbild“ ging der Auftrag von der befreundeten Familie Ludw. Alex. Basser-
mann aus, deren Haus — ein Werk Jakob Dycker-
hoffs — am Ende der sog. Kapuzinerplanken
stand. Die Tochter dieses Hauses verheiratete sich
1863 mit dem späteren Kirchenrat Ungerer in
Straßburg. Zum Abschied sollte ihr der Blick
vom elterlichen Hause in die sog. „Kunststraße“
mitgegeben werden. Rechts am Bildrand stehen

die Akazienbäume des Platzes. Der linke Bild-
rand wird von dem (ehemaligen) Miletschen Hause,
dem Realgymnasium (jetzt Ingenieurschule), dem
Scipioschen Hause uff. gebildet. Der Blick geht
tief in die Straße hinein bis zum Kaufhausturm.
Als Staffage sind eine Anzahl bekannter Personen
angebracht. So der Künstler selbst, in Mütze
vor dem Tor des Schulhauses stehend, der Schul-
diener Heid mit seinen Pudeln schwarz und weiß.
(Die Fama berichtet, daß er mit der ständigen



Abb. 27. Frau Oberforstmeister Velten, geb. Brenzinger,
1797—1870.
Bes.: Unbekannt.

Redensart: „Ich und der Herr Direktor haben
beschlossen“ — die Wichtigkeit seiner Person zu be-
tonen verstand.) Prof. Veil in hohem Zylinderhut
geht unter den Bäumen durch, und die Tochter
des Künstlers Karoline steht als kleines Mädchen
im Strohhut in der Mitte des Vordergrundes.

Als letzte bekanntgewordene Leistung ist noch
auf den Entwurf einer Gesamtansicht „der Stadt
Mannheim“ aus der Vogelperspektive hinzuweisen,
der von Th. Verhas fertig gezeichnet und im Mann-
heimer Jubiläumswerk „Mannheim in der Ver-

gangenheit und Gegenwart“ von S. Walter (1907) veröffentlicht wurde. Eine Gesamtansicht von Karlsruhe, wie sie Brenzinger entworfen haben soll, ist bis jetzt noch nicht ausfindig zu machen gewesen. Auch die gemalten Schützenscheiben haben sich noch nicht finden lassen. Ebenso sind Bildnisse, die Brenzinger in Mannheimer Familien gemalt haben wird, aus den zeitgenössischen Werken nur schwer herauszufinden, da Brenzinger, wie seine malenden und lithographierenden Zeitgenossen Th. Weller, L. Coblitz, J. Weber, Zeimersch, C. Lang u. a., weder signierte, noch datierte und die Familientraditionen aus dieser Zeit erloschen oder unsicher sind.

* * *

Das Leben unseres Künstlers verlief in einfachen Bahnen.

Er war ein Mann von vielseitigen Interessen. Schon 1832 hat er sich durch seine Beteiligung am Hambacher Fest einer freiheitlich liberalen Richtung in der Politik angeschlossen, hat ihr in den Revolutionsjahren 1848 an der Seite von Karl Mathy, F. D. Bassermann und v. Soiron Treue gehalten, ist dem Deutsch-Katholizismus beigetreten und hat die für die Freiheit symbolische Schillerfeier 1859 mit seinen Schöpfungen Tell und der Jungfrau von Orleans praktisch mitgefeiert. Er war Mitglied der Schützengesellschaft und Mitbegründer des Mannheimer Altertumsvereins — ein aufrechter und gemütvoller Mann in seinem Denken und Tun, ungebeugt von vielen Enttäuschungen des Lebens und Schlägen des Schicksals. Er hat die Worte gelebt, die seine Mutter ihm 1829 ins Stammbuch schrieb:

Wenn Traurigkeit Dein Herz erfüllet
Und Du vor Angst nicht leben magst;
Wenn Gott sein Angesicht verhüllet,
Dich nicht erhört, wenn Du klagst;
So darfst Du dennoch nicht verzagen,
Dein künft'ig Schicksal wird Dir sagen,
Daß Du Gottes Liebling bist.

Er selbst hat seiner „Freundin“ Auguste Mathy, seiner späteren Frau, 1832 seinen Lebensgrundsatz geoffenbart, wenn er ihr ins Album schrieb:

„Im Glück sich mäßigen, im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte tun, am Schönen sich erfreuen,

Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
Und fest an Gott und bessere Zukunft glauben
Heißt leben! — heißt dem Tod sein Bittres rauben!“

Diese Lebensauffassung fand Wiederhall im Umgang mit den Freunden. Seinem weichen Künstlergemüt, das sich rasch dem Neuen erschloß und das immer das Rechte und Ehrenhafte wollte, klang aus Karl Mathys lebenspraktischen Erfahrungen weltlichschmerzlich hart und stolz der Sinnspruch entgegen:

„Hoffe nichts und fürchte nichts“.

So ist Brenzinger fest seinen Lebensweg gegangen bis an sein Ende am 16. Juni 1871. Drei Töchtern sah er ins Grab. Seine Frau folgte

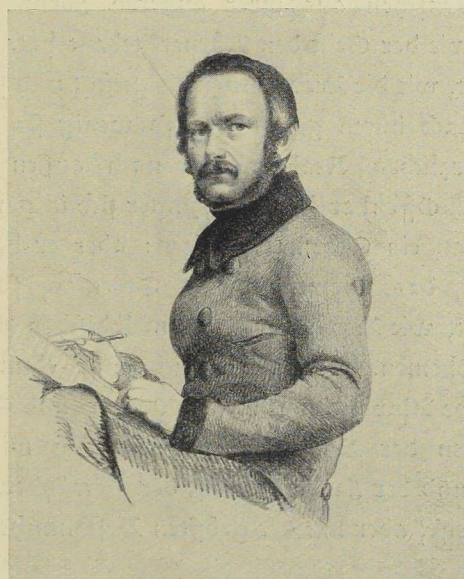


Abb. 28. Erhard Joseph Brenzinger, Selbstbildnis,
Lithographie.
Bes.: Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br.

ihm vier Jahre nach seinem Tode. Von seinen sechs Kindern lebt nur noch die jüngste Tochter in Stuttgart. — Daß ein so in sich geschlossener Mensch auch seine Kunst auf gutem Grund aufbauen konnte, versteht sich von selbst. Ein fester menschlicher Charakter ist die beste Grundlage für eine charaktervolle Kunst. Wir wissen, daß zwar die nach Vorbildern geschaffene Landschaft zu den ersten Kunstschöpfungen Brenzingers gehörte, daß aber seit München und Mannheim der Zwanzigjährige der Figur und bald dem Bildnis und den wissenschaftlichen Seiten der Malerei sich zuwandte. Die ausgezeichneten Perspektiven (im Louvrebild) und in der „Treppe“, die maltechnischen Fortschritte


sowie die Anatomiestudien, die Brenzinger durch das Zeichnen und Kopieren machte, sind genügende Beweise dafür.

Das Beste allerdings hat Brenzinger auf dem Gebiet der Bildnismalerei gegeben. Die Familienbildnisse allein würden genügen, ihm in der Bildnismalerei der Biedermeierzeit einen dauernden Namen zu sichern. Die Vielfältigkeit, mit der Brenzinger seine Urbilder im Kleinen Format der Bilder in den Rahmen stellt, wie er den Ausdruck des Kopfes herausarbeitet, das sind hochbedeutende Leistungen innerhalb verhältnismäßig enger Grenzen. Man könnte fast für jeden der Köpfe eine Psychologie ablesen und schreiben, so stark spricht das Innere der Menschen aus ihrer äußeren Form. Man sieht, wie der Geist den Körper gebaut hat. Man erkennt, wie die Biedermeierzeit geistig und seelisch stark nach innen gelebt hat, so wenig sie in der vormärzlichen Reaktionszeit nach außen leben durfte. Offenbar hat Brenzinger sich in gewissem Sinn an ein Schema gehalten; aber er hat das Motiv, das Element dieses Schemas, so reich variiert, wie Beethoven seine melodischen Motive und Themen. Man vergleiche nur einmal die herrliche Abwandlung in den Vorder- und Seitenansichten der Bildnisse in Verbindung mit dem Licht und der Farbgebung der Gewänder, alles ganz leise, aber mit der größten Bestimmtheit und

Sicherheit. Im Bildnis war er ein Meister, und die Bildnismalerei der Biedermeierzeit darf an Brenzinger nicht mehr vorbeigehen.

In der Landschaft hat Brenzinger die stolze Höhe seines schönen Könnens schwerer und langsamer erreicht, vielleicht auch nicht ganz voll, ob schon seine Perspektive in Linie und Farbe ihm gewichtige Dienste leistete und obgleich er das Licht in seinen Wirkungen auf Farbe und Form vollauf beherrschte. Da aber die Landschaft zu Brenzingers Schaffenszeit nur erst in einigen wenigen Meistern schon zur Höhe der seelischen Ausdruckfülle gediehen war, so kann aus der mangelnden Auswertung dieser Seite der Malerei Brenzingers keine Unterwertung zuteil werden. Jedenfalls hat er es vermieden, aus der lebendigen und seelenvollen Natur nur eine leblose Kulisse für Porträt hintergründe zu machen; er hat vielmehr die Natur und ihre Reize an Form, Farbe und Licht voll sprechen lassen und stand der naturalistischen Landschaft und ihrer seelischen Vertiefung recht nahe.

Alles in allem: Brenzinger war ein Künstler, der trotz schwerer Lebenslage und trotz des Kampfes mit den zehrenden Mächten eines aufreibenden Berufes das Ideal seiner Kunst hochhielt und zu erfüllen wußte, ein Wesen, in dem Mensch und Kunst zu einer charaktervollen Einheit gebildet und zusammengewachsen waren.



Literatur.

Karl Mathy nach seinen Briefen, von L. Mathy, Leipzig, Hirzel.

Mannheimer Geschichtsblätter XX, 10/12, 1919.

Schwarzwälder Maler von M. Wingenroth, Karlsruhe 1922.

Badische Malerei, Karlsruhe 1922.

Den persönlichen Mitteilungen von Frau Prof. Märklin, Stuttgart, und Herrn Heinrich Brenzinger, Freiburg, auf dessen eingehende familiengeschichtliche Forschungen ich mich stützen durfte, verdanke ich das meiste zu den künstlerischen und lebensgeschichtlichen Feststellungen, wie sie hier gegeben sind. Dank ihnen dafür!

Verzeichnis

der bis jetzt nachweisbaren Werke von Erhard Joseph Brenzinger, nach der gesicherten oder sonstwie erschlossenen Reihenfolge.

(Soweit nicht anders bezeichnet, handelt es sich um Ölgemälde.)

- 1814 Landschaft mit Esel (6. März), Kopie, 3. Besitzer:
Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Landschaft mit Brücke (10. April), Kopie, 3. Besitzer:
Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Taufe Christi, Kopie, 3. Besitzer: Desgl.
- 1827 Karl Mathy, Miniatur. Besitzer: Desgl.
- 1828–32 Altzeichnungen, in Kreide und Kohle, München.
Besitzer: Dr. Beringer, Mannheim.
Gemalte Altstudie. Besitzer: Dr. Beringer, Mannheim.
- 1829 Die Rebstockwirtin Jörger von Waldkirch. Besitzer:
Heinrich Brenzinger, Freiburg.
Bruder Franz de Paula als Bräutigam, oval. Be-
sitzer: Dr. ing. h. c. Julius Brenzinger, Freiburg.
Schwägerin M. Theresia, geb. Jörger, als Braut. Be-
sitzer: Dr. ing. h. c. Julius Brenzinger, Freiburg.
- 1832–34 Altzeichnungen in Kohle, Paris. Besitzer: Dr.
Beringer, Mannheim.
S. Johannes, Ölstudie. Besitzer: Desgl.
Galerie des Louvre. Besitzer: Frau Prof. Märklin,
Stuttgart.
La cruche cassée, Kopie nach Greuze. Besitzer:
Geh. Rat Mathy, Rohrbach bei Heidelberg.
Apostelkopf, Kopie nach Ary Scheffer. Besitzer: Adam
Brenzinger, New York.
Der Morgen, Kopie nach Claude Vernet. Besitzer:
Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Der Abend, nach Claude Vernet. Besitzer: Desgl.
- 1832 Hambacher Fest, Radierung. Besitzer: Unbekannt.
- 1834 Vater Benedikt Kaspar Brenzinger. Besitzer: Heinrich
Brenzinger, Freiburg.
Mutter M. Magdalena, geb. Geiger. Besitzer: Desgl.
Replik des vorstehenden Bildnisses. Besitzer: Desgl.
Schwester Crescentia (Fuchs). Besitzer: Desgl.
Schwester M. Franziska, weißes Kleid. Besitzer: Desgl.
Schwester M. Franziska, im Schal. Besitzer: Desgl.
Bruder Vinzenz Joseph. Besitzer: Desgl.
Bruder Anselm Joseph. Besitzer: Desgl.
Replik des vorstehenden Bildnisses. Besitzer: Desgl.
Schwester Maria Magdalena (von Weinzierl).
Besitzer: Desgl.
- 1834 Schwester Maria Anna (Zug). Besitzer: Desgl.
Replik vorstehenden Bildnisses. Besitzer: Desgl.
Schwager Leopold Zug. Besitzer: Desgl.
Schwester Maria Walburga (Velten). Besitzer: Desgl.
Bruder Franz de Paula. Besitzer: Desgl.
Bruder Benedikt Joseph. Besitzer: Desgl.
Selbstbildnis Erhard Jos. Brenzinger. Besitzer: Desgl.
Schwager Raphael von Weinzierl. Besitzer: Prof.
Dr. M. Stork, Freiburg.
Die Schachpartie. Besitzer: Heinrich Brenzinger.
Replik Schachpartie. Besitzer: Nachlaß Fr. Streuli.
Beckenried am Vierwaldstätter See.
- 1840 Auguste Mathy als Braut (mit der Haarkrone)
Besitzer: Adam Brenzinger, New York.
Auguste Mathy als junge Frau und Spinnerin.
Besitzer: Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Frau Prof. Dr. Arnold Mathy, geb. Jürg. Besitzer:
Geh. Rat Mathy, Rohrbach bei Heidelberg.
Professor Kochholz. Besitzer: Unbekannt.
Lauterbrunner Tal. Besitzer: Mannh. Altertumsverein.
- 1841 Mutter Maria Magdalena, geb. Geiger, oval.
Besitzer: Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Vater Benedikt Kaspar Brenzinger. Besitzer: Hein-
rich Brenzinger, Freiburg.
Mutter M. Magdalena Brenzinger. Besitzer: Desgl.
- 1843 Heinrich Mathy, Klein. Besitzer: Bankdirektor E.
Mathy, Heidelberg.
- 1845 Auguste Brenzinger, geb. Mathy, als junge Frau.
Besitzer: Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Selbstbildnis als junger Mann. Besitzer: Desgl.
Kinderköpfe. Besitzer: Desgl.
Prosi und Noni. Besitzer: Desgl.
- 1846 Schwager Heinrich Mathy als Jäger. Besitzer: Geh.
Rat Mathy, Rohrbach bei Heidelberg.
Frau Heinrich Mathy, geb. Camescasca (im rosa Kleid).
Besitzer: Desgl.
Selbstbildnis Erhard Joseph Brenzinger, Lithographie.
Besitzer: Heinrich Brenzinger, Freiburg.
- 1847 Die Treppe im Schloß. Besitzer: Frau Prof. Märklin,
Stuttgart.
- 1848 Auguste Brenzinger, geb. Mathy, Kniestück. Besitzer:
Desgl.
- 1850 Schwager Karl Mathy als Minister. Besitzer: Bank-
direktor E. Mathy, Heidelberg.
- 1853 Der Löwengarten, Aquarell, Tagesstimmung. Besitzer:
Frau Prof. Märklin, Stuttgart.
Der Löwengarten, Nachtstimmung. Besitzer: Desgl.
- 1855 Schwager Oberforstmeister Velten. Besitzer: Forst-
meister Kaupp, Kirchzarten.
Frau Oberforstmeister Velten, geb. Brenzinger. Bes.:
Unbekannt.
- 1856 Hauensteiner Taufzug. Besitzer: Frau Prof. Märklin,
Stuttgart.
- 1859 Transparente: Jungfrau von Orleans und Wilhelm
Tell. Besitzer: Unbekannt.
August Schmidt. Besitzer: Frau Hauser, Karlsruhe.
- 1863 Stadtbild, Ansicht der Kunststraße vom Wasser-
mannschen Hause aus. Besitzer: Frau Kirchenrat
Ungerer, Straßburg.
- 1869 Panorama von Mannheim, ausgeführt von Th. Verhas.
Besitzer: Stadtgemeinde Mannheim.
Zwei Hundebilder auf Eisenblech (als Ofenvorsetzer).
Besitzer: Frau Prof. Märklin, Stuttgart; Frau
Kammerjäger Hauser, Karlsruhe.
Schützenscheiben. Besitzer: Unbekannt.

Die Bibliotheksfiguren Christian Wenzingers im Kloster St. Peter / Von Gustav Münzel



IE kürzlich geäußerte Vermutung, daß das Bild der künstlerischen Wirkksamkeit Christian Wenzingers mit den heute bekannten Werken seiner Hand nicht abgeschlossen sei¹⁾, hat sich rasch bewahrheitet. In einer handschriftlichen Chronik in der Bibliothek des Priesterseminars zu St. Peter wurde die Notiz gefunden, daß 1752 die Figuren in der Bibliothek des ehemaligen Klosters St. Peter dem Bildhauer Mathias Faller nach Modellen von Chr. Wenzinger in Auftrag gegeben werden²⁾. Damit treffen wir Wenzinger an dem gleichen Orte wieder, für den er 1733 seine bis heute bekannte früheste Arbeit, den Taufstein, fertigte.

Die Baugeschichte von St. Peter im 18. Jahrhundert verläuft in zwei Stadien. Zuerst wurde unter Abt Ulrich Bürgi die Kirche 1724—27 errichtet³⁾ und von dem gleichen Abte der Bau des Bibliotheksgebäudes 1733/34 begonnen, aber bei seinem Tode blieb der Bau liegen. Erst Abt Philipp Jakob Steyrer faßte den Plan zum Neubau der gesamten Abteigebäude und begann mit der Vollendung der Bibliothek, die in den Jahren 1751—53 mit Gemälden, Stukkaturen und Statuen ausgeschmückt wurde.

Die Bibliothek ist ein reich gegliederter und geschmückter, sehr schön wirkender Rokoko-Raum. Sie ist in der damals häufiger anzutreffenden Weise zweigeschossig mit Galerieumgang angelegt. Die Wände sind durch Nischen gegliedert, das Spiegelgewölbe mit den Stuckkappen wird von Wandpilastern getragen, das Mittelfeld des Gewölbes und die Zwickel sind mit Gemälden von Johann Benedikt Gambs geschmückt, die trefflichen Stukkaturen stammen von dem „Gypsator“ Georg Gigl⁴⁾. Auf der Galerie stehen in den Zwischen-

räumen des Geländers die Figuren, um die es sich hier handelt (Abb. 1).

Von den ursprünglich aufgestellten zwölf Figuren sind heute noch sechs in der Bibliothek vorhanden, die übrigen sechs sind in der Zeit der Säkularisation aus dem Kloster abhanden gekommen; ob sie vernichtet sind oder ob sie sich noch irgendwo erhalten haben, so daß ein Zufall sie wieder an das Tageslicht bringen kann, muß dahingestellt bleiben.

Die zwölf Figuren stellen sinnbildliche Verkörperungen der Wissenschaften und Künste dar, die zu dem Klosterleben in einer besonderen Beziehung standen. Die bildliche Darstellung der Künste und Wissenschaften war im Mittelalter sehr beliebt, gewöhnlich waren sie, anknüpfend an antike Vorstellungen, wie sie bei M. Terentius Varro und Martianus Capella auftreten, in einer Siebenzahl dargestellt, welche Anordnung dem mittelalterlichen Studiengang, dem Trivium und Quadrivium, zu Grunde lag. So besitzt z. B. das Freiburger Münster in seiner Vorhalle eine solche Darstellung der sieben freien Künste, die Figuren stellen Grammatik, Dialektik und Rhetorik als Repräsentanten des Triviums und als solche des Quadriviums Geometrie, Musik, Arithmetik (heute falsch durch eine Palette als Malerei ergänzt) und die Medizin dar; die Medizin ist dabei an die Stelle der sonst in dem Zyklus vertretenen Astronomie getreten⁵⁾.

In der Bibliothek in St. Peter waren nach den Aufschriften auf den Sockeln die Bilder folgender Disziplinen aufgestellt: Grammatica, Rhetorica, Philosophia, Poesis, Musica, Historia, Mathesis, Medicina, Jus canonicum, Jus civile, Theologia, Ascesis. Man sieht, das alte Trivium findet sich wieder vor, nur tritt an Stelle des Namens

Dialektik der Gesamtname der Wissenschaft Philosophie. Von dem Quadrivium sind vorhanden die Mathesis als zusammenfassende Bezeichnung für Arithmetik und Geometrie, die Musik und, wie in der Freiburger Vorhalle, die Medizin. Dazu kommen dann noch Geschichte und Rechtswissenschaft und als Beschluß treten Theologie und Askese auf. Die Theologie fehlte immer im Kreise der mittelalterlichen artes liberales, weil diese gerade den Umkreis der natürlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten darstellen sollten, die als Basis und Vorbereitung für die übernatürliche Wissenschaft dienen sollten, der als solche eine besondere Stelle zugewiesen war. Durch das Hinzukommen der Theologie, von der geistliches Recht und Askese als Abzweigungen noch besonders hervorgehoben sind, ist die ganze universitas literarum, wie sie in den Universitätsfakultäten verkörpert ist, vertreten, wobei die philosophische Fakultät noch mit verschiedenen Unterabteilungen dargestellt wird. Auffallend ist, daß daneben von den schönen Künsten nur Dichtkunst und Musik versinnbildlicht werden,

während die bildenden Künste, Malerei, Bildhauerei und Architektur, ganz fehlten⁶⁾.

Die vorhandenen sechs Figuren stehen auf falschen Sockeln. Da sie zur Zeit umgestellt werden, können sie gleich unter ihrer richtigen Benennung vorgeführt werden. Diesen Personifikationen ist gemeinschaftlich, daß sie durch weibliche Gestalten dargestellt werden, eine davon ist geflügelt.

1. Die Musik (Abb. 2). Ein jugendliches, mädchenhaftes Wesen hat den rechten Fuß auf einen Stoß von Büchern gestellt, auf den sie auch eine Harfe aufstützt. Sie hält diese mit der rechten Hand, während sie mit der linken in die Saiten greift. Das Gesicht ist zur Seite gewandt, so als



wenn sie den eigenen Tönen lauschte. 2. Die Geschichte (Abb. 7). Eine ernste Frau schreibt stehend in ein Buch, das sie auf das rechte, etwas gebogene Bein legt. Um dem Bein die als Unterlage für das Buch geeignete Stellung zu geben, stützt sie den rechten Fuß auf ein Gebälkstück, das einen Überrest vergangener Zeiten bedeutet. Ihr dem Buche zugeneigter Kopf ist bedeckt mit einer Kegelmütze, die von einem Turban umzogen



Abb. 1. Bibliothek der Abtei St. Peter.
Nach Aufnahme von Frau Annemarie Brenzinger.

wird. 3. Die Poesie (Abb. 4). Eine weibliche Gestalt hält in der linken Hand eine Leier, der rechte Arm wird nach vorn ausgestreckt, so, als wäre die Frau im Begriffe in die Leier zu greifen. An der Hüfte hängt eine Maske, das Zeichen der dramatischen Kunst, neben der Gestalt sitzt ein Schwan als Symbol des dichterischen Gesanges. Der Kopf ist leicht nach oben und zur Seite gerichtet. 4. Die Medizin (Abb. 5). Sie trägt in der linken Hand den Stab mit der Schlange und auf der rechten den Zahn des Askulap, links unten steht ein Blumenkorb. Der Kopf der etwas nach vorn geneigten Figur ist auf die linke Seite gewendet. 5. Die Phi-



losophie (Abb. 6). Sie ist gerade aufgerichtet, der Kopf mit festem Ausdruck leicht zur Seite gewandt, die rechte Hand hält zwei Schlüssel, die linke einen nach unten gerichteten Pfeil. Die Gestalt ist durch diese Attribute nicht ganz eindeutig bestimmt (bisher stand sie auf dem Sockel der Medizin). Man könnte bei den Schlüsseln auch an die Theologie denken, allein das Fehlen spezifischer anderer religiöser Attribute, wie Kelch, Kreuz oder Bibel, läßt eine solche Deutung nicht zu. Für die anderen, heute fehlenden Wissenschaften passen die Attribute gar nicht. Als Attribute in der Hand der Philosophie schließen die Schlüssel die Geheimnisse der Erde und des Himmels auf, der Gedanke eilt scharf treffend und



Abb. 2. Die Musik.



Abb. 3. Die Askese.



Abb. 4. Die Poesie.

Nach Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger.

schnell wie ein Pfeil dahin. Die Möglichkeit, daß mit dem Pfeil, ähnlich wie bei dem Zahn der Medizin, an eine antike Vorstellung angeknüpft werde, nämlich an einen der aus der griechischen Philosophie bekannten Fangschlüsse, der das Problem der Bewegung am Beispiel des Pfeils erörtert, scheint durch die gebieterische Handhaltung der Figur ausgeschlossen. 6. Die Askese (Abb. 3). Die letzte Figur ist ebenfalls nicht ohne weiteres klar (bisher *Ius canonicum*). Die geflügelte Gestalt mit dem nach oben gerichteten Kopf hält in der rechten Hand ein Buch, der linke Arm ist seitwärts ausgestreckt, seine Hand halb geschlossen, vielleicht trug diese früher auch ein Attribut. Der linke Fuß ist auf den Boden aufgesetzt, der rechte stößt eine Kugel zurück. Es könnte auch die Theologie gemeint sein, die Flügel, der ernste Ausdruck des Gesichts, Buch und Weltkugel würden darauf hinweisen. Aber für die Askese paßt das Ganze besser. Die Kugel wird zurückgestoßen, die Gestalt steht nicht auf ihr. So wird die Welt zurückgelassen, wenn durch den Ernst anhaltender Betrachtung die Seele so beschwingt wird, daß sie dem Himmel zustrebt. Die Betrachtung wird durch das Buch, die innere Beschwingtheit durch die Flügel angedeutet.

Nach dieser Bestimmung der sechs Figuren fehlen also die Statuen der Theologie, Grammatik, Rhetorik, Mathematik und die der geistlichen und bürgerlichen Rechtswissenschaft.

Die Größe der aus Holz geschnitzten Figuren beträgt etwa 1,35 bis 1,40 cm, sie stehen auf Kokossockeln, die mit Kartuschen und Muschelwerk verziert sind. Nach der Sitte der Zeit sind sie mit einfarbigem Anstrich von weißer Ölfarbe versehen.

Die nicht leichte Aufgabe der Versinnbildlichung von Abstraktionen durch weibliche Gestalten ist im allgemeinen gut gelungen. Es besteht dabei immer die Gefahr, rein äußerlich durch Attribute zu spezifizieren und im übrigen die Figuren ziemlich gleichförmig zu behandeln, wodurch diese Personifikationen, zumal wenn sie in größerer Zahl auftreten, leicht leer und langweilig wirken. Was der Künstler zur Charakterisierung tun kann in Ausdruck, Geste, Haltung, Haar- und Gewandbehandlung, ist hier angewandt, so daß die einzelnen Figuren ein ziemliches Maß von Lebendigkeit und Individualität dadurch erreichen. Eine gewisse Kälte des Eindruckes bleibt aber doch bestehen, wenn man die einzelne Figur auf sich



Abb. 5. Die Medizin.



Abb. 6. Die Philosophie.



Abb. 7. Die Geschichte.

Nach Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger.

wirken lassen will. Man sieht dann klar, daß die Statuen vor allem für den Gesamteindruck gearbeitet sind, sie sollen als wichtiges Glied im Aufbau des Raumes und seines Schmuckes dienen, sie sind vor allem als dekorative Skulpturen gedacht. Und als solche wirken sie vorzüglich. Wie die Galerie als eine starke Horizontale angelegt ist, die den Saal in zwei Stockwerke zerlegt, dabei durch ihre Schwingung eine lebhaft rhythmische Bewegung der Linien hervorbringt, so wirken die Statuen gerade umgekehrt als Vertikalen und als Ruhepunkte in dem Fluß der Bewegung, der unter ihnen in dem Galeriegesims dahinzieht. Der Eindruck wird noch verstärkt dadurch, daß das Geländer der Galerie die Bewegung des Simses wiederholt und die Statuen wie Säuren in das Geländer einschneiden. So sind sie für den Gesamteindruck des Raumes mit seiner vielfachen Gliederung und dem Gegensatz der Linien von größter Bedeutung.

Prüft man die einzelnen Figuren auf ihre Qualität, so zeigen sich künstlerische Unterschiede, während die handwerkliche Arbeit der Ausführung bei allen fast völlig gleichmäßig ist. Am besten gelungen und am individuellsten scheinen die



Figuren der Askese und der Geschichte. Das Wesen der Askese, die innere Sammlung, Beherrschung der Triebe und Einstellung der geistigen Kräfte auf Überwindung der sinnlichen Welt, kommt gut zum Ausdruck. Sowohl die Geste, das Zurückstoßen der Welt mit dem Fuße, ist individuell und gut gelungen, ebenso der eigentümlich weltflüchtige und sehneude Ausdruck des Gesichts. Unterstützt wird die Wirkung noch durch die einfache Bildung des Haares, das zum größten Teil durch ein Tuch bedeckt wird, und durch die hier besonders breite und verhüllende Lagerung des Gewandes. Bei der Geschichte wirken vor allem die interessante und natürliche Anordnung der Figur für ihre Schreibträtigkeit und die ernste Versunkenheit des Gesichts bei ihrer Arbeit. Durch ihre eigentümliche Kopfbedeckung, die sehr gut zu dem Gesichte paßt, erhält sie noch einen weiteren persönlichen Zug. Die Philosophie ist bemerkenswert durch den eigentümlich strengen und bestimmten Ausdruck des jugendlichen Gesichts mit dem wehenden Haar, diese energische Bestimmtheit wiederholt sich in der Haltung der linken Hand, die den Pfeil trägt. Ungewöhnlich wirkt die Medizin mit ihren verschiedenen Beigaben und

ihrem seltsamen Schmuck im Haar, wohl einem Lorbeerzweig. Sie steht dadurch ganz kapriziös aus. Sie hat den für Wenzingers Art so charakteristischen Gewandbausch dort, wo ihr Mantel durch eine Schnur in die Höhe genommen wird. Am konventionellsten wirken die Figuren der Poesie und der Musik, aber immerhin liegt in dem anmutigen Köpfehen der Musik mit dem zierlich aufgenommenen, rosengeschmückten Haar ein gewisser Reiz; auch ihre Haltung hat in der ungezwungenen Natürlichkeit der Bewegung etwas Ansprechendes, was von der Figur der Poesie nicht gesagt werden kann.

Die Modelle zu diesen Figuren hat, wie die Stelle aus den Annalen des Klosters St. Peter angibt, Christian Wenzinger geschaffen. Ordnet man diese Statuen in das Werk Wenzingers chronologisch ein, so stehen sie am nächsten dem Denkmal des Generals von Rodt im Freiburger Münster, das zwischen 1743—49 gearbeitet wurde, und den vier Gartenfiguren im Schlosse des Freiherrn von Sickingen in Ebnet, die im Jahre 1749 erwähnt werden und wohl auch nicht lange vor dieser Zeit entstanden sind. In die Jahre 1749—51 fällt der Wenzinger zugeschriebene Neubau des Schlosses zu Ebnet⁷⁾. Die Bibliotheksfiguren stehen diesen Werken, die ebenfalls ganz oder zum größten Teil allegorische Personifikationen darstellen, auch stilistisch am nächsten, insbesondere den Ebneten Gartenfiguren. Es ist vor allem die Gewandbehandlung, die bei den Werken in Ebnet und in der Bibliothek von St. Peter starke Ähnlichkeit aufweist; man findet die gleichen starken Stoffmassen, die breit und saftig behandelt sind, und den freien Fluß der Faltenzüge. Auch die eigentümliche Kühle des Ausdrucks bei den Ebneten Figuren zeigt sich bei den Statuen in St. Peter. Allein dieser Ausdruck wird bei den Figuren in Ebnet in den Dienst einer hohen formalen Schönheit und repräsentativen Haltung gestellt, wovon in St. Peter keine Rede ist, dort kommt es vor allem auf eine dekorative Wirkung an.

Man hat die Ebneten Figuren wegen der Gemessenheit ihrer Haltung, die als langweilig empfunden wurde, als Werkstattarbeiten bezeichnet⁸⁾, eine Benennung, die bei der hohen Qualität dieser Stücke nicht zutreffend erscheint; mit viel

größerem Recht könnte man dagegen die Bibliotheksfiguren in St. Peter, wenn auch im uneigentlichen Sinne, als Werkstattarbeiten bezeichnen.

Wir wissen aus der Chronikstelle, daß der Bildhauer Mathias Faller die Figuren ausgeführt hat. Eine solche Teilung zwischen Entwurf und Ausführung ist uns bei Wenzinger schon bekannt; in der Kontroverse über die Autorschaft am Taufstein im Freiburger Münster spielte gerade diese Frage eine Hauptrolle⁹⁾. Hier, bei den Bibliotheksfiguren, ist das urkundlich ausdrücklich bezeugt, was bei dem Freiburger Taufstein erschlossen werden mußte. Bei einer solchen, in der Barockzeit sehr häufigen Teilung der Arbeit und Inanspruchnahme von Hilfskräften hängt natürlich die schließliche Qualität des Werkes von der Größe und Durcharbeitung des Modells, von der Befähigung der Hilfskräfte, von ihrer Überwachung und der Überarbeitung des Werkes durch den Meister ab. Im Falle der Bibliotheksfiguren wurden die Ausführungsarbeiten nach dem Wortlaut des Vertrags nicht in der Werkstatt Wenzingers, sondern bei dem Bildhauer Faller vorgenommen; vielleicht wurde dieses Verfahren der Ersparnis wegen beliebt. So konnte dieser bei der Ausführung verhältnismäßig selbständig vorgehen, möglicherweise hatte zudem Wenzinger nur kleine, nicht sehr ausgeführte Modelle geliefert. Auf diese Weise fehlen den Figuren die Feinheiten, die man bei Wenzinger zu finden pflegt, insbesondere die Bildung der Hände bleibt steif und unbelebt, auch die Gesichter sind ohne feineren Schmelz gearbeitet. Vielleicht gehen auch die merkwürdig gedungenen Proportionen der Figuren auf den ausführenden Bildhauer zurück. Übrigens sei bemerkt, daß die Fassung der Figuren nicht die ursprüngliche zu sein scheint; am Ende liegen mehrere Fassungen übereinander, so daß manche Härte und Verschwommenheit der Form davon herrühren könnte, aber das würde doch nur einiges erklären.

Über den ausführenden Bildhauer Mathias Faller gibt es verschiedene Nachrichten. Von ihm stammte der Altar in der Abtskapelle in St. Peter aus dem Jahre 1760¹⁰⁾. Doch scheint dieser Altar nicht erhalten zu sein. Ausführlichere Mitteilungen über Faller gibt Fischer in seiner Chronik von Gütenbach¹¹⁾. Die Schätzung, die er diesem Bildhauer

und insbesondere seinen Figuren in der Pfarrkirche zu Gütenbach zuteil werden läßt, ist durch eine lokalpatriotische Einstellung bedingt. Tatsächlich sind die von Faller herrührenden Figuren der heiligen Franziskus und Antonius, wie die Statuen von Maria und Johannes unter dem Kreuz ganz handwerkliche Arbeiten. Gerade diese ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichneten Stücke, insbesondere der Antonius und Franziskus, die als von seiner Meisterhand geschaffen angeführt werden, gehören zu den geringwertigsten in der Kirche; einige andere Figuren, so ein Paulus und Petrus am Hochaltar, sind etwas besser, bleiben aber doch auch im Handwerklichen stecken. Bei seinen Figuren in Gütenbach benutzt Faller den



Apparat der Barockzeit, aber es fehlt irgend eine erhebliche künstlerische oder persönliche Bedeutung. Danach kann man wohl mit Recht annehmen, daß die Bibliotheksfiguren Wenzingers bei ihrer Ausführung durch Faller verloren haben.

Die Statuen in der Bibliothek in St. Peter gehören nicht zu den bedeutendsten Schöpfungen Wenzingers. Einmal liegt das an dem ausgesprochen dekorativen Charakter, der mit einer Gesamtwirkung rechnet, wobei die künstlerische Vertiefung und persönliche Haltung der einzelnen Figur zurücktrat, zum andern an der eben geschilderten Art der Ausführung. Aber als plastisch dekorativer Schmuck der Bibliothek sind sie von ausgezeichneter Wirkung.

Anmerkungen.

1) Münzel, Beiträge zu Christian Wenzinger, II. Teil. Zeitschrift für bildende Kunst 33, 1922, S. 110.

2) Annales Monasterii St. Petri 1752. S. 250. (Bibliothek St. Peter. Hdschr.) 10. VI. 1752.

„Accord mit Mathias Faller, dem Bildhauer allhier. Zu wissen, daß unter heutigem dato mit dem dahier im quartier sich befindenden Bildthawern Mathis Faller, ansonsten gebürtig ab dem Fallgrund Trybergischer Herrschaft, wegen Verfertigung deren in hiesige Bibliothec zu stehen kommenden 12 hölzernen Statuen folgender accord getroffen worden, als

Erstens will Er Bildthawer gehörte Statuen nach dem ihme zu handen gestellt — und von dem berühmten Bildthawer J. Wenzinger in lett polirten modellen fleißig, sauber und sobald als möglich verfertigen, das darzu erforderliche fohrenholz anschaffen, auch die nöthige Postamente darzu, und zwar jedes derselben auf die form und weiß, wie es die Statuen und der Platz erfordert, gebührend aufarbeiten, wogegen“ — (folgt zahlung).

Der Regens des Priesterseminars St. Peter, Herr Dr. Ries, hat diese Notiz dort gefunden. Herrn Regens Ries ist der verbindlichste Dank auszusprechen für sein Entgegenkommen, das das Studium der Figuren in der Bibliothek ermöglichte, wie für seine Erlaubnis, Aufnahmen davon zu machen. — Die Statuen wurden von Faller 1753 (18. 3.) fertiggestellt (Diarium des Abtes Philipp Jakob, Handschrift Nr. 549 S. 49, G.-L.-Archiv Karlsruhe). Sie wurden weiß gestrichen und geschliffen, die Insignien vergoldet von Hofmaler Johann Menradt (Varia Memoranda II, 245. Kopialbuch von St. Peter, G.-L.-Archiv).

3) Vgl. darüber Ziegler, Aus der Baugeschichte der Kirche St. Peter. Schauinsland 45, 1918, S. 27 f. In nächster Zeit wird eine neue umfassende Geschichte des Baues von St. Peter und der dabei tätigen Meister von Ludwig Schreyer erscheinen.

4) In den Kunstdenkmälern Badens VI, 1904, Kreis Freiburg, wird S. 347 irreführenderweise angegeben, daß der Raum von Benedikt Gamba „Aus dem Allgäu“ ausgestattet worden sei. Gamba ist der Maler, einmal wird er Johann, an anderer Stelle Benedikt genannt, er trägt beide Vornamen. Von ihm stammt das Gemälde im Saal



des Schlosses zu Ebnet, wo er am 7. November 1751 starb. Die Stukkaturen der Bibliothek in St. Peter stammen, wie oben gesagt, von dem Stukkator Georg Gigl, der zu der Wessobrunner Stukkatorenfamilie Gigl gehört. Vgl. über diesen Künstler: Ettlinger, Geschichte der Bibliothek in St. Peter im Schwarzwald, Ztschr. f. Geschichte des Oberrheins, N. f., 15, 1900, S. 619, der schon den Namen nach dem Diarium des Abtes Steyrer festgestellt hatte. Aus der ungenauen Angabe der Kunstdenkmäler entstand in Thiemes Künstlerlexikon ein Stukkator Benedikt Gamba, der die reizvolle Stuckdecoration der Bibliothek zu St. Peter schuf.

5) Vgl. darüber: Baumgarten, Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Schauinsland 25, 1898, S. 16 ff. Dort werden auch eine Reihe anderer Darstellungen der freien Künste besprochen und die Entwicklung dieses Zyklus gegeben.

6) Das übersehen die Kunstdenkmäler, indem sie sagen, daß die mittelmäßigen Figuren die vornehmsten Künste und Wissenschaften darstellen, wozu doch ganz gewiß die bildenden Künste gehören.

7) Vgl. über diese Arbeiten Münzel, Beiträge zu Christ. Wenzinger, I. Teil, Zeitschrift für bildende Kunst 33, 1922, S. 80 f., S. 82 und in Verbindung damit S. 80, Anm. 3.

8) Schäfer, Christian Wenzinger und die Zeit des Rokoko in Freiburg, Schauinsland 19, 1893, S. 27. Ziegler, Die vier Gartenfiguren auf Gut Lilienhof bei Thringen, Schauinsland 46, 1919, S. 29 f.

9) Vgl. darüber Münzel, Beiträge a. a. O., S. 83 und S. 92 und die dort angeführte Literatur.

10) Diarium Philippi Jacobi Abbatis monasterii S. Petri in silva nigra 1760—62, Handschrift Nr. 552, G.-L.-Archiv Karlsruhe.

11) Fischer, Chronik von Gütenbach, Surtwangen 1904, S. 153 f. Dort werden Mitteilungen gemacht über den Lebensgang des 1707 geborenen, um 1790 in St. Märgen verstorbenen Bildhauers und über seine Tätigkeit in verschiedenen Kirchen. Die Notizen über die Arbeiten in der Pfarrkirche in Gütenbach stammen aus der im Gütenbacher kath. Pfarramt verwahrten Handschrift des Pfarrers Jäck über die Geschichte der Pfarrei und Gemeinde, zusammengestellt 1804.

Breisgauverein Schauinsland

Nach 50 Jahren.

Als ich den ersten Jahrlauf einst begonnen,
rührte ein hoher Wind die deutschen Eichen,
vom reinen Himmel strahlten gute Zeichen
herab, und klingend sprangen unsre Bronnen.

Ein halb Jahrhundert ist seitdem zerronnen. —
Wir sahen unsere Sterne zitternd bleichen,
wir schritten schauernd über Blut und Leichen
im Qualm der Schlacht. — Auslöschten uns're Sonnen!

Vom Völkerrat verbannt, vom Markt vertrieben,
steh'n wir verfehmt, der Rache preisgegeben.
Noch ziehen Jahr' und Tage schicksalschwer.

Doch eines ist auch heut' uns treu geblieben:
Im Haus, am Herd, auf Weg und Stegen schweben
Der Heimat gute Geister um uns her.

Sie steh'n bei uns, wenn in der Not der Stunde,
vom Atem unsrer Berge neu gestrafft,
der Mut sich auf zu freischen Taten rafft;
sie reden aus der Väter erstem Munde,

Getreulich mit der Gegenwart im Bunde
enthebt ihr Wort sich in verjüngter Kraft
vergilbter Pergamente dumpfer Haft,
und zur Verheißung wird die alte Kunde.

Die Hoffnung fängt, der Glaube an zu blühen,
das Jahr schmückt sich mit vollem Lentekranz,
der Nacht entsteigt ein lichtiges Morgenglühen,

den lauten Tag schweigt stiller Abendglanz,
und nachgeborene Geschlechter schreiten
zu schön'rem Los hinaus in gold'ne Weiten.

Ferdinand Lamey.



34. Vereinsbericht

ausgegeben mit dem 47.—50. Jahrlauf.

Der heutige Vereinsbericht umfaßt die Zeit vom 1. Januar 1919 bis zum 1. April 1923, in dem der Verein am 1. Oktober auf einen Zeitraum fünfzigjähriger Tätigkeit und fünfzigjähriger Entwicklung zurückblicken kann. Mit banger Sorge sahen wir diesem Zeitpunkt entgegen, erschien es doch bei den bescheidenen Mitgliedsbeiträgen und der ungeheuren Teuerung ganz ausichtslos, die rückständigen Jahrgänge 47, 48 und 49 nachfolgen zu lassen und die stattliche Reihe der Schauinslandjahrgänge mit dem 50. vervollständigen zu können. Daß es der Verein trotzdem unternehmen konnte, an die Drucklegung des Jubiläumshäftes heranzutreten, verdankt er der großzügigen freudigen Opferwilligkeit vieler Mitglieder und Freunde, die in dankbarer Anerkennung der seitherigen Leistungen des Vereins, die notwendigen Mittel flüssig machten. Ihnen allen sei hier der herzlichste Dank ausgesprochen.

Trotz der Ungunst der Verhältnisse, die die Vereinstätigkeit in den Nachkriegsjahren erschwerte, konnten zahlreiche Vereinsabende mit belehrenden Vorträgen abgehalten werden. Sie spielen eine wichtige Rolle, sind sie es doch, die das Interesse für unsere Bestrebungen dauernd wachhalten und uns immer neue Freunde zuführen.

Seit Januar 1919 konnten wir unsern Mitgliedern, dank der Bereitwilligkeit der Vortragenden und Führer, folgende Veranstaltungen bieten:

Vereinsabend 1. Februar 1919. Vortrag Prof. Dr. Herm. Mayer: „Die alten Freiburger Studentenburfen.“

Vereinsabend 22. Februar 1919. Vortrag Dr. Nikolaus Müller: „Bilder vom geistigen, gesellschaftlichen und politischen Leben zu Freiburg vor 100 Jahren“ (aus dem Tagebuch eines ehem. Freiburger Studenten und nachmaligen Professors und Schriftstellers).

Vereinsabend 15. März 1919. Vortrag Dr. Rudolf Blume: „Die Beziehungen Goethes zum Breisgau.“

Vereinsabend 12. April 1919. Vortrag Geistl. Rat Domkustos Dr. Rehbach: „Stadtrat und Armenvater Ferdinand Weiß (1754—1822).“

Vereinsausflug nach Emmendingen 3. August 1919. Führung Prof. Dr. Leonhard. Besichtigung der Altarbilder aus der Werkstatt Friedrich Serlins (15. Jahrhundert) und der älteren Bauten der Stadt.

Vereinsabend 13. Oktober 1919. Vortrag Univ.-Professor Dr. Engelbert Krebs: „Bilder aus einer Freiburger Familiengeschichte.“

Vereinsabend 11. November 1919. Vortrag Pfarrer Dr. Claus in Denzlingen: „Der Pfaffenweiler Marien Teppich aus dem 15. Jahrhundert auf Schloß Heiligenberg.“

Vereinsabend 6. Dezember 1919. Vortrag Dr. J. Ehrler: „Das Johanniter-Großpriorat Zeitzersheim.“

Vereinsabend 27. Dezember 1919. Vortrag Zeichenlehrer Richard Schilling: „Architektur und Landschaftsbilder aus Freiburgs Umgebung“ (mit Lichtbildern).

Vereinsabend 23. Januar 1920. Vortrag Reichsbankdirektor Sälligen: „Wie sich unsere Vorfahren vor Winterkälte schützten.“

Vereinsabend zur Feier des 800jährigen Stadtjubiläums 21. Februar 1920. Vortrag Geh. Hofrat Professor Dr. von Below: „Die Gründung der Stadt Freiburg i. Br.“

Vereinsabend 29. März 1920. Vortrag Dr. Karl Siebert: „Ein Freiburger Meister der Holzschneidekunst“ (Moriz Klinkicht).

Vereinsabend 18. Oktober 1920. Vortrag Univ.-Professor Dr. Eugen Fischer: „Gesicht und Schädel in der Familienforschung.“

Vereinsabend 22. November 1920. Vortrag Univ.-Bibliothekar Dr. Kest: „Aus der Geschichte Ettenheims und des Klosters Ettenheimmünster um 1800.“

Besichtigung der Jubiläumsausstellung in der alten Universität „Acht Jahrhunderte Freiburger Geschichte“ 26. November 1920. Führung Professor Dr. Max Wingenroth.

Vereinsabend 10. Dezember 1920. Vortrag Oberst Solms: „Freiburger Kriegserlebnisse und Freiburgs kriegerische Vergangenheit bis zum Schluß des 30jährigen Krieges.“

Vereinsabend 4. Januar 1921. Vortrag Professor Dr. K. Lais in Triberg: „Die Technik der älteren Steinzeit“ (mit Demonstrationen und Lichtbildern).

Vereinsabend 31. Januar 1921. Vortrag Zeichenlehrer Richard Schilling: „Zeugen einstigen Schönheitsfinnes, alter Bau- und Handwerkskunst“ (mit Lichtbildern).

Vereinsabend 28. Februar 1921. Vortrag Dr. Karl Siebert: „Der Bildhauer Eduard Meister und seine Lehrer.“

Vereinsabend 30. März 1921. Vortrag Stadtbaumeister Oberbaurat Dr. Gruber: „Die Überreste alter Klosterbauten in unserer Stadt“ (mit Lichtbildern).

Vereinsausflug 22. Mai 1921 nach Heitersheim. Besichtigung des ehemaligen Johanniterschlosses. Führung Dr. Ehrler und Architekt Paul Hugo Geis.

Vereinsabend 8. Oktober 1921. Vortrag Professor Dr. Herm. Mayer: „Carl von Rotteck und die Universität Freiburg.“

Vereinsabend 9. November 1921. Vortrag Dr. Karl Siebert: „Die ersten hundert Jahre der Freiburger Universitätsklinik.“

Vereinsabend 1. Dezember 1921. „Kleine Geschichten aus dem älteren Freiburg.“ Erzählungen von Ferd. Lamey, vorgetragen von Wilh. Stadl; „Alte Freiburger Erinnerungen“, mitgeteilt von Univ.-Professor Dr. Engelbert Krebs.

Vereinsabend 28. Dezember 1921. Vortrag Dr. Herm. Weiser: „Der Dichter Johann Georg Jakobi (1784—1814 in Freiburg).“

Vereinsabend 30. Januar 1922. Vortrag Architekt L. A. Meckel: „Der Spätbarock in Breisgauischen Stiftern“ (mit Lichtbildern).

Vereinsabend 24. Februar 1922. Vortrag Professor Dr. Adolf Sütterlin: „Aus Sebels Freundeskreis, Erinnerungen der Frau Sophie Kaufe in Straßburg.“

Vereinsabend 10. April 1922. Vortrag Professor Dr. Friedrich Leonhard: „Aus dem ersten Jahrhundert alemannischer Geschichte.“

Vereinsausflug 11. Juni 1922 nach Wasenweiler. Besichtigung der Vituskapelle und deren figuraler Ausmalung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Führung Professor Dr. Friedrich Leonhard.

Vereinsabend 7. November 1922. Vortrag Dr. Gustav Münzel: „Christian Wenzinger und seine Kunst“ (mit Lichtbildern).

Vereinsabend 13. Dezember 1922. Vortrag Dr. Walter Trischkeller (Lenzkirch): „Die Geschichte der Schwarzwälder Strohflecherei.“

Vereinsabend 15. Januar 1923. Vortrag Regierungsbaumeister Dr. E. Samm: „Das neue Freiburger Häuserbuch.“

Vereinsabend 28. Februar 1923. Lichtbildervortrag Pfarrer Dr. Claus in Denzlingen: „Martin Schongauer, der größte Maler des 15. Jahrhunderts am Oberrhein.“

Vereinsabend 21. März 1923. Vortrag Dr. phil. Max Weber: „Der Bauer des Breisgaus im Mittelalter.“

Von den Gründern des Vereins lebt heute als Einziger nur noch unser hochverdientes Ehrenmitglied Professor Dr. h. c. Fritz Geiges, der uns in geistiger und körperlicher Frische und Lebendigkeit trotz seiner 70 Jahre, wie in früheren Vereinsheften, auch in diesem Jubiläums-Jahrlauf einen interessanten Beitrag lieferte.

Schmerzliche Pflicht ist es dem Vorstand, an dieser Stelle auch vieler um die Vereinsache hochverdienter Männer zu gedenken, die dem Verein durch den Tod entzogen wurden. Aus der Zahl der Ehrenmitglieder verloren wir in der Berichtsperiode Anwalt Franz Stebel, Professor Heinrich Maurer (Mannheim), Geh. Rat Dr. Ernst Wagner (Karlsruhe), Hofphotograph Konrad Ruf und Architekt Rudolf Lembke.

Franz Stebel stand 13 Jahre (1892—1905) an der Spitze des Vereins, dessen ideale Ziele ganz seiner Gesinnung entsprachen. Kein Wunder also, daß Stebel dem Verein besonders freudig seine Kraft lieh. Mutvoll und offen gab er jederzeit seiner Überzeugung Ausdruck und wußte stets das Sachliche vom Persönlichen zu trennen. Bei Niederlegung seines Amtes als Gaugraf wurden seine Verdienste durch die Ernennung zum Ehrenmitglied anerkannt, in welcher Eigenschaft er noch 15 Jahre bis zu seinem Tode wie zuvor freudig und mit Interesse an den Arbeiten des Vorstands teilnahm.

Heinrich Maurer ist schon seit den ersten Vereinsjahren als Mitarbeiter der Zeitschrift tätig gewesen. Auch nachdem ihn sein Beruf von Emmendingen nach Mannheim geführt, blieb er bis zu seinem Tode dem Verein und seinen Idealen treu und lieferte noch Beiträge, von denen nur derjenige über den „Freiburger Millionär des 14. Jahrhunderts“ (Malterer) im 34. Jahrlauf genannt sein mag.

Ernst Wagner wurde schon beim 25. Stiftungsfest als verdientes Mitglied zum Ehrenmitglied ernannt. Er hat als Landeskonservator an unseren Bestrebungen stets den lebhaftesten Anteil genommen und sie durch wertvolle Beiträge verschiedener Art gefördert. Seinem Verdienst ist es auch zuzuschreiben, daß uns die Regierung in wohlwollender Weise durch die unentgeltliche Überweisung sämtlicher staatlicher Publikationen unterstützte.

Konrad Ruf gehörte zu den ältesten Mitgliedern des Vereins, dem er 1875 beitrug. Seine erfolgreiche Tätigkeit setzte ein, als die Erfindung der Autotypie gelungen war und die Kunst des Photographen die mühevollen Arbeit des Zeichners ergänzen und ersetzen konnte. Rufs reiche Erfahrungen, seine Ausdauer und Opferfreudigkeit, die er in den Dienst des Vereins stellte, brachten ihm die Ehrenmitgliedschaft.

Rudolf Lembke trat schon bald nach der Gründung des Vereins als Mitglied bei. Er ist fast volle fünf Jahrzehnte mit seltener Liebe in hervorragender Weise tätig gewesen. Schon in den frühen Jahrgängen der Vereinszeitschrift finden wir seine zeichnerischen Aufnahmen, die er in Lendingen, Freiburg, Kirchzarten, Staufen usw. fertigte. Daneben hat er sich als jahrelanger Verwalter des Vereinsbesitzes, zuletzt als Säckelmeister, verdient gemacht und im Schriftenaustausch mit den Schwester-

vereinen eine Arbeit geleistet, für die ihm der Verein immer ein dankbares Gedenken bewahren wird. Er gehörte zu den verdienstlichsten Mitgliedern des Vereins, der durch den Verlust dieses Ehrenmitgliedes und lieben Freundes besonders schwer betroffen ist.

Auch im Kreise der ordentlichen Mitglieder haben wir durch den Tod schmerzliche Verluste erlitten. So verloren wir den Stadtarchitekten **Matthias Stammnig**, der mehrere reich illustrierte Beiträge geliefert und die Gaubrüder oft bei den Vereinsabenden mit seinen schönen Baritonvorträgen erfreut hat. Auch der federgewandte intime Kenner der Freiburger Geschichte, Handelskammersekretär **Wilhelm Schlang**, ist leider zu früh einer tückischen Krankheit erlegen. Hochbetagt wurde alsdann der Geistl. Rat Superior **Dr. Karl Mayer** zu den Vätern abgerufen. Seine Vorträge und Reden waren besonders geschätzt, weil er sie mit einem seltenen herzerquickenden Humor zu durchsetzen verstand. Auch der Konservator der städtischen Sammlungen, Prof. **Dr. Max Wingenroth**, ist jäh einer Krankheit zum Opfer gefallen. Durch verschiedene Vorträge und Führungen hat er sich um unsere Sache verdient gemacht. Zuletzt hat man auch einen der Gründer des Vereines, Architekt **Oskar Geiges**, zu Grabe tragen müssen. Als Schriftführer des Vereines, als Mitwirkender bei Vereinsaufführungen und als zeichnerischer Mitarbeiter hat dieser liebe Freund in den Jugendjahren des Vereines begeistert mitgearbeitet. Im Gedächtnis des Vereines wird das Andenken all der Heimgegangenen lebendig bleiben.

Einen erfreulichen Zuwachs zu den die Vorstandschafft bildenden ordentlichen Mitgliedern erhielt der Verein durch die Wahl von Univ.-Professor **Dr. E. Göller**, Univ.-Professor **Dr. J. Sauer**, Zeichenlehrer **Richard Schilling** und Dr. med. et phil. **Karl Siebert**. Durch Abhaltung interessanter Vorträge haben sie unsere Bestrebungen schon vielfach gefördert. Auch Fabrikant **Heinrich Brenzinger** hat bei seinem heimat- und familiengeschichtlichen Interesse die auf ihn gefallene Wahl angenommen und dem Verein bei der Finanzierung dieses Jubiläumsheftes in hervorragender Weise geholfen.

Bevor der Verein die Schwelle zum 51. Lebensjahre überschreitet, hat er noch eine Dankespflicht zu erfüllen gehabt, die in der einstimmigen Wahl des derzeitigen Vorsitzenden Professor **Dr. Friedrich Leonhard** zum Ehrenmitgliede zum Ausdruck kam. Aber auch allen Mitarbeitern an der Vereinszeitschrift, allen Vortragenden und allen Vereinsbeamten soll der herzlichste Dank des Vereines zum Ausdruck gebracht sein.

Zum Schluß des Jubiläumsjahres bittet der Verein, ihm die Gefolgschaft, wie im verfloffenen halben Jahrhundert, auch in den kommenden Jahren trotz aller wirtschaftlichen Nöte in Treue zu wahren. Er verspricht, die Grundsätze seiner Gründer auch in der Zukunft hochzuhalten, ein Vereinigungspunkt zu bleiben mit dem Zweck, der im ersten Vereinsbericht vor fünf Jahrzehnten bezeichnet ist: „Das Interesse für die Kunst und die Naturschönheiten, die Altertümer, die Geschichte und Sagenwelt unserer Heimat zu wecken und im engeren Vereinsleben unter Pflege deutscher Sitten eine brüderliche, von jedweder politischen oder religiösen Parteifärbung ungetrübte Geselligkeit zu pflegen.“

Unser Wahlspruch bleibt der alte, den einst unser unvergeßlicher Geres dem jungen Verein erfunden:
Mit Stift und Schrift, in Bild und Wort,
So fort und fort
Aus frischer Brust, zu eigener Lust,
Zu des Volkes Lehr', zu der Heimat Ehr'.

Freiburg i. Br., den 1. April 1923.

Der Vorstand.

